Albert Keller

Zeit - Tod - Ewigkeit

Der Tod als Lebensaufgabe

reihe engagement

Tyrolia-Verlag

reihe engagement

Albert Keller SJ

Zeit – Tod – Ewigkeit

Der Tod als Lebensaufgabe

Tyrolia Verlag
Innsbruck–Wien–München

»verlagsgruppe engagement«: Butzon & Bercker Kevelaer – Don Bosco München – Echter Würzburg – Verlag Katholisches Bibelwerk Stuttgart – Lahn-Verlag Limburg – Pfeiffer München – F. Pustet Regensburg – Styria Graz, Wien, Köln – Tyrolia Innsbruck, Wien München.

PNFL 261

Redemptoristen
Gesamtgebiete
der Wissenschaft
Österr. Provinz

1988 2780
(G 2172)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Keller Albert: Zeit – Tod – Ewigkeit: d. Tod als Lebensaufgabe, Albert Keller. – Innsbruck; Wien; München: Tyrolia-Verlag, 1981.
(reihe engagement)
ISBN 3-7022-1414-3

1981
Alle Rechte bei der Verlagsanstalt Tyrolia,
Gesellschaft m. b. H., Innsbruck
Umschlag: Monika Plenk
Satz, Druck und Buchbinderarbeit
in der Verlagsanstalt Tyrolia,
Gesellschaft m. b. H., Innsbruck

Inhalt

Vorspruch 7

Der Überblick 8

Erster Teil: DER ZEIT VORAUS 13

I. Bedenkt doch die Zeit! 13
A. Die Stunde ist da, vom Schlafe aufzustehen 13
B. Bedenklichkeit der Zeit 14
C. Mensch sein heißt der Zeit voraus sein 19
Denkanstöße zu „Zeit" 21

II. Vergangenheit: Denkt um! 23
A. Die Vergangenheit bedenken, um umkehren zu können 23
B. Was ist Vergangenheit? 24
C. Mit unserer Vergangenheit neu werden 28
Denkanstöße zu „Vergangenheit" und „Umkehr" 30

III. Die Zukunft ist da 33
A. Faszination der Zukunft 33
B. Bewältigung der Zukunft 33
Denkanstöße zu „Zukunft" 40

IV. Gegenwart: Jetzt ist die Zeit des Heils 44
A. Die Zeit ist erfüllt 44
B. Gott ist in der Gegenwart gegenwärtig 44
C. Gott, der immer Gegenwärtige 49
Denkanstöße zu „Gegenwart" und „rechter Zeit" 50

Zweiter Teil: DEM TOD ENTGEGEN 53

I. Worauf läuft letzten Endes alles hinaus 53
A. Die „letzten Dinge" 53
B. Falsches Geschichtsverständnis 56
C. Das letzte Ziel 60

II. Gegen den Tod 64

III. Der Tod als Lebensaufgabe 66
A. Der unbewältigbare Tod 66
B. Der Tod, das Maß aller Dinge 73
C. Der Christ und der Tod 78

IV. Tod, Ende, Ewigkeit als Glaubensprobleme 83
A. Der Tod, eine Folge der Sünde? 83
B. Der Tod, Ende der Bewährungszeit 87
Denkanstöße zu „Tod" und „Ewigkeit" 92

Dritter Teil: INMITTEN DER EWIGKEIT 98

I. Das Gericht 99
A. Das Verlangen nach einem Jüngsten Gericht 99
B. Bedenken gegen ein Jüngstes Gericht 104
C. Wer glaubt, wird nicht gerichtet! 110
Denkanstöße zu „Gericht" 111

II. Die Hölle 115
A. Zur Begründung von Hölle 115
B. Unglaubhafte Hölle 117
C. Hölle, die offenbare, endgültige Sünde 125
Denkanstöße zu „Hölle" 128

III. Das Fegfeuer 130
A. Christliche Aussagen über das Fegfeuer 130
B. Die Sündenfolgen 134
C. Das Sterben als Reinigung 138
Denkanstöße zu „Fegfeuer" 143

IV. Der Himmel 145
A. Das Ziel unserer Hoffnung 145
B. Der Kleinglaube 147
C. Das Über-Maß 151
Denkanstöße zu „Himmel" und „Auferstehung" 152

Die Schlußüberlegung: „Was darf ich hoffen?" 157

VORSPRUCH
(aus Psalm 90)

Ehe die Berge geboren wurden
und die Erde entstand und das Weltall,
bis du, o Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Du schickst die Menschen zurück zum Staub
und sprichst: „Kommt heim, ihr Menschenkinder!"
Denn tausend Jahre sind für dich
wie der Tag, der gestern vergangen,
und wie in der Nacht eine Wachzeit.

Du säst die Menschen aus von Jahr zu Jahr,
sie gleichen dem sprossenden Gras.
Am Morgen grünt es und blüht,
am Abend wird es gemäht und verdorrt.

All unsre Tage gehn hin unter deinem Zorn,
und unsre Jahre beenden wir wie einen Seufzer.

Siebzig Jahre währt unser Leben,
oder achtzig sind es, wenn's hoch kommt.
Und selbst das Beste daran ist Mühsal und Beschwer,
denn rasch geht's vorbei, wir fliegen dahin.

Lehre uns, unsere Tage zu zählen,
dann gewinnen wir ein weises Herz.

DER ÜBERBLICK

„Mit allen Augen sieht die Kreatur das Offene. Nur unsere Augen sind wie umgekehrt und ganz um sie gestellt als Fallen, rings um ihren freien Ausgang. Was draußen *ist*, wir wissen's aus des Tiers Antlitz allein; denn schon das frühe Kind wenden wir um und zwingen's, daß es rückwärts Gestaltung sehe, nicht das Offne, das im Tiergesicht so tief ist. Frei von Tod. *Ihn* sehen wir allein; das freie Tier hat seinen Untergang stets hinter sich und vor sich Gott, und wenn es geht, so geht's in Ewigkeit, so wie die Brunnen gehen.

. . .

Und wir: Zuschauer, immer, überall, dem allen zugewandt und nie hinaus! Uns überfüllt's. Wir ordnen's. Es zerfällt. Wir ordnen's wieder und zerfallen selbst.

Wer hat uns also umgedreht, daß wir, was wir auch tun, in jener Haltung sind von einem, welcher fortgeht? Wie er auf dem letzten Hügel, der ihm ganz sein Tal noch einmal zeigt, sich wendet, anhält, weilt –, so leben wir und nehmen immer Abschied."

(aus der achten Duineser Elegie von Rainer Maria Rilke)

Nimmm an, du wärest in eine fremde Welt versetzt. Du fändest dich auf einem hohen Aussichtsberg, von dem aus du auch Dinge, die sich in der Ferne abspielen, noch in aller Klarheit sehen und vernehmen könntest. An seinem Fuße – so stelle dir vor – böte sich dir nun folgendes faszinierende Schauspiel: Ein mächtiger, kaum zu überblickender Fluß rauscht da vorüber mit einer reißenden Strömung, der nichts widersteht. Eigenartig ist sein gegenüberliegendes Ufer; es dämmt nämlich die Fluten nicht ein, sondern es fällt ab in unzählige torgroße, abgrundtiefe, schwarze Höhlen und Löcher; in diese schießen, ohne daß sich die Wassermassen des Hauptstroms merklich mindern, überall gurgelnde Sturzbäche hinein und verschwinden. Nirgends stockt das gleichmäßig Fließen. Aber an manchen Stellen ist die Oberfläche glatt und spiegelt den heiteren Himmel ungebrochen; anderswo indes fahren Blitze und Sturmböen aus Gewitterwolken herunter, und dunkle Wogen mit weißen Kronen schwappen empor und klatschen zurück und peitschen das Treibgut zu einem wilden Tanz. Denn vielerlei spült der Fluß mit sich.

Unübersehbar fällt aber vor allem eine Unzahl von Booten und Flößen in die Augen, die auf ihm dahintreiben und von denen alle Augenblicke eine Menge in die Seitenhöhlen hinabgerissen werden, spurlos untertauchend, höchstens daß noch hie und da ein Sitzkissen oder eine Planke, auf der manchmal noch der Bootsname eine Zeitlang lesbar bleibt, weitergewirbelt werden. Der Strom selbst verliert sich dann in eine Nebelbank, die seinen weiteren Verlauf deinen Blikken entzieht. Nur aus der Ferne klingt bisweilen der schwache Hall eines vermutlich gewaltigen Tosens heran, das erahnen läßt, daß endlich auch der ganze Fluß in einem Abgrund verschlungen wird.

Auf den Booten und Flößen aber, deren Zahl eher zuzunehmen scheint, obwohl sie alle nur eine kurze Strecke mitgeschwemmt werden, bevor sie über das Ufer in die schwarzen Löcher stürzen, sitzen die Menschen starr nach rückwärts gewandt, wie das bei Ruderern ohne Steuermann üblich ist. Und wenn sie versuchen, über die Schultern nach vorn zu blicken, erhaschen sie höchstens aus den Augenwinkeln einen sehr verschwommenen Eindruck dessen, was da unmittelbar hinter ihrem Rücken auf sie zukommt. Sie vermögen sich jedoch wohl in einem Punkt zweifelsfrei ein völlig zutreffendes Bild von dem zu machen, was sie erwartet. Selbst wenn sie nämlich das ferne Brausen des Wasserfalls nicht vernähmen, in dem der Fluß schließlich als ganzer untergeht, so sehen sie doch rückwärts gewandt, wie alle Gefährten hinter ihnen ausnahmslos in die Seitenabgründe hinabgesogen werden, wie deren verzweifeltes Wehren gegen diesen Sog nichts ausrichtet – und sie spüren auch, wie das eigene Fahrzeug unaufhaltsam in gleicher Weise zum alles verschlingenden Ufer gezogen wird.

Um so seltsamer dünkt ihr Benehmen. Sie scheinen sich kaum um ihr unabwendbares Schicksal zu kümmern – viel-

leicht weil es ihnen nicht vor den Augen liegt und sie es immer nur an den andern wahrnehmen? Jedenfalls ist ihre Sorge allerlei anderem zugewandt. Der eine sucht seinen Sitz behaglich einzurichten; ein zweiter rammt seinen Nachbarn, will ihn wegdrängen, da ihm dessen Fahrbahn besser erscheint; der dritte blickt angestrengt zurück, wohl weil er dort etwas verloren hat, vielleicht sogar einen Freund oder Verwandten; der vierte redet den anderen laut ein, daß der Fluß bald durch eine weit lieblichere Gegend führen werde als die, durch die er bisher seinen Lauf nahm; einige, besonders ältere, versuchen auch, der Trift entgegenzusteuern, die sie mit immer stärkerer Gewalt zu den Schlünden am Flußrand zwingt, in die bisweilen ein jäher Strudel unversehens selbst Boote aus der Mitte des Stromes hinausschleudert. Zuletzt bleibt jedoch all dies Mühen vergeblich, mit dem sie sich diesem Schicksal zu entziehen trachten; alle versinken, und keiner, selbst wenn er noch einmal kurz auftaucht, kehrt aus dem unergründlichen Rachen zurück, der ihn verschluckt.

Das Bild erscheint dir kaum mißverständlich. Der Strom stellt die Zeit vor; und die dunklen Torschlünde, in denen die Lebensschiffe der Menschen untergehen, stehen für den Tod, dem keiner entrinnt.

Wenn du dich also wunderst: „Warum befaßt sich denn keiner ernsthaft mit dem menschlichen Ende – mit dem vor allem, was am Boden des tödlichen Abgrundes lauert oder wartet", so mußt du Ausnahmen zugestehen. Der eine oder andere beschäftigt sich schon ausdrücklich damit. Die vielen aber, die zwar auch gelegentlich mit ihrem Denken und Ahnen an Zeit und Vergänglichkeit, an Tod und Endgültigkeit und Ewigkeit anstoßen, sich aber sogleich zurückziehen wie die Hörner einer Schnecke, an die man rührt, die haben ihre Entschuldigung. Was der Mensch nicht bewältigt und doch nicht umgehen kann, das sucht er zu verdrängen. Und was da vor uns liegt, dessen vermögen wir weder im Denken noch in unserem Tun Herr zu werden. Die Zeit begreifen wir nicht. Die Vergangenheit ist nicht mehr, die Zukunft

noch nicht, und die Gegenwart bildet nur die Grenze zwischen dem einen Nichts und dem andern – und das ganze nennen wir Zeit: gewiß schwer auszudenken. Und dagegen, daß alles vergeht, richtet keine Mühe „auf Dauer" etwas aus. Und der Tod? Versuch doch einmal, dir vorzustellen, daß du nicht mehr bist! „Wenn man mich fragen würde: ‚Wirst du aufhören zu existieren?', wäre ich verwirrt und wüßte nicht genau, was das bedeuten sollte," sagt Ludwig Wittgenstein in einem sehr nachdenkenswerten Satz (Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion). Auch am Tod gerät unser Überlegen und unser tätiges Planen an seine Grenzen. Und erst die Ewigkeit? Ist sie uns mehr als ein „Donnerwort" (Johann Rist), das all unsere Vorstellung zerschlägt?

Es scheint also fast, als wäre die Aufgabe zu schwierig, sich Zeit – Tod – Ewigkeit vorzunehmen. Sagst du nicht besser gleich: „Das ist mir zu hoch – oder zu tief!"? Aber du kannst deine Gegenwart nicht verstehen, wenn du nicht bedenkst, daß sie vergeht, dein Leben nicht, wenn du den Tod ausklammerst, die ganze Welt nicht, wenn du nicht nach dem Endgültigen fragst. Freilich, der Alltag, die unablässigen Forderungen der Stunde hindern dich. Wir Menschen haben doch ständig eine Uhrmacherlupe vor das Auge unseres Geistes geklemmt, die uns scharfsichtig macht für das, was uns vor der Nase liegt, und blind für die Weite. Kurzsichtigkeit ist die verbreitetste Geisteskrankheit, die nicht behandelt wird, weil sie normal ist. Und das Alltägliche fördert diese Erkrankung. „Für den Menschen ist das Ewige, Wichtige, oft durch einen undurchdringlichen Schleier verdeckt. Er weiß: da drunten ist etwas, aber er *sieht* es nicht. Der Schleier reflektiert das Tageslicht," sagt wiederum Wittgenstein (Vermischte Bemerkungen, Eintrag aus dem Jahr 1949).

Versteh mich recht. Daß wir eine Nahsichtlupe tragen, um genauer zu sehen, was die unmittelbar vorliegende Aufgabe des Tages ist, darin liegt noch keine Krankheit. Aber wenn du sie nie ablegst, wird deine geistige Sehfähigkeit verküm-

mern, ebenso wie deine Wachheit verdämmert, deine Fragelust einschläft, wenn du nie versuchst, den Schleier zu lüften, der über dem Wichtigen liegt. Laß dich auch nicht mit sogenannten wissenschaftlichen Detailfragen totfüttern. Hör noch einmal auf Wittgenstein: „Wir fühlen, daß selbst, wenn alle *möglichen* wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind." (Tractatus, 6.52).
Gönn dir also von Zeit zu Zeit den Aufstieg aus den Niederungen des Alltags auf den Aussichtsberg über den Strom der Zeit und verschaff dir einen Überblick! Gleichsam als Steighilfen für diesen Höhenweg sind hier nun einige Überlegungen über Zeit und Tod und Ewigkeit angeboten, dazu auch einiges, was andere über die Zeit und über die Zeit hinaus gedacht haben. Als Denkanstöße sind diese Beiträge gemeint. Wie selten sonst gilt nämlich hier Kants Gebot der Aufklärung: „Habe Mut, dich deines *eigenen* Verstandes zu bedienen!" (Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?) Mut brauchst du. Denn „der Sonne und dem Tode kann man nicht unverwandt ins Antlitz sehen" (La Rochefoucauld). Aber du kannst es dir nicht ersparen, wenn du du selbst bleiben willst. Du mußt selbst denken, wie du selbst sterben mußt – wenn du selber leben willst.

ERSTER TEIL: DER ZEIT VORAUS

I. BEDENKT DOCH DIE ZEIT

> Bedenkt doch die Zeit: die Stunde ist gekommen, vom Schlaf aufzustehen. (Röm 13, 11)
> Seid also wachsam! Denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde. (Mt 25, 13)

A. Die Stunde ist da, vom Schlafe aufzustehen

Wir tun mancherlei, um uns eines guten Gewissens zu versichern. Das ist nichts Schlechtes. Nur hat ein gutes Gewissen es an sich, daß es als sanftes Ruhekissen dienen kann, vielleicht noch mit dem Sinnspruch bestickt: „Wer schläft, sündigt nicht!" Dieses Motto steht anscheinend über manchem christlichen Leben, da man doch bisweilen den Eindruck gewinnt, es sei nicht recht schicklich für einen Christen, sich als besonders wach und kritisch zu erweisen. Der Ruf nach einem wachen Bewußtsein klingt uns jedenfalls nicht so, daß wir ihn leicht im Munde eines Vertreters der kirchlichen Hierarchie vermuten. Und dennoch stammt er von einer ersten Autorität der Kirche, von Paulus nämlich, der uns im Römerbrief zuruft: „Bedenkt doch die Zeit! Die Stunde ist da, vom Schlafe aufzustehn." Und für diese Forderung kann er sich voll auf die Botschaft Jesu stützen (Mt 24, 37–44). Deren Ruf zur Wachsamkeit ist unüberhörbar. Wollte man ihm gerecht werden, so wäre das zuvor genannte Motto gerade umzukehren: „Wer schläft, sündigt!" Wer schlafmützig in dieser Zeit herumlebt, kommt darin um, geistig jedenfalls.
Seid also wach! Bedenkt doch die Zeit! Bedenkt doch die Zeit! Dieser Aufforderung des Apostels gilt es, sich zu stellen. Daher sollen die vier folgenden Kapitel die Zeit erwägen; dieses erste will die Zeit allgemein betrachten und die

folgenden drei ihre Phasen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

B. Bedenklichkeit der Zeit

Bedenkt doch die Zeit! Was ist an ihr denn bedenklich? Zweierlei vor allem scheint mir an der Zeit bedenkenswert: daß sie sich nicht aufhalten läßt und daß sie sich nicht aushalten läßt; deshalb fliehen wir aber gerade das Nachdenken über sie.

Die Zeit läßt sich nicht aufhalten
Sie verrinnt unerbittlich, ohne zu stocken, unwiderstehlich, und alles in der Welt ist ihr unterworfen. Die Griechen setzten über die Götter und deren Tun und über alle Geschichte der Menschen das ewige Geschick. Goethe noch läßt Prometheus gegen Zeus sagen: „Hat nicht mich zum Mann geschmiedet die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal, meine Herren und Deine?" Die Zeit herrscht als oberster Gott. In der Neuzeit hat Newton dem Raum seiner Physik göttliche Attribute zugeschrieben. Angesichts dessen ist es ein wenig verwunderlich, daß niemand mehr auf die Idee gekommen ist, die Zeit als göttlich zu sehen. Freilich, insgeheim huldigen diesem Gott viele, weil sich menschliche Ohnmacht zu deutlich zeigt gegen die Macht der Zeit. Es gibt kein Mittel, sich ihr entgegenzustemmen, sie aufzuhalten. Sie zieht dahin und nichts kann sie beirren. Der Zeiger der Zeit schreitet fort, auch wenn alle Uhren stillstünden. Unsere Zeit läuft und läuft ab. Unhinderbar strömt sie weiter und reißt alles mit sich fort.
Gewiß, es gibt Versuche genug, dies tyrannische Joch der Zeit abzuschütteln, Dämme gegen sie aufzuwerfen, Dauerndes zu schaffen. Pyramiden etwa hat man dagegen gebaut, und sie gelten als uralt, einige tausend Jahre stehen sie. Doch wenn es zehntausende wären oder hunderttausende – die Zeit überwindet alles, und nichts hält ihr stand. „Ich besah mir alle Werke, die unter der Sonne geschehen, und sieh da, alles ist eitel und ein Jagen nach Wind", sagt der Prediger des Alten Testaments. Deswegen wohl wird die Zeit nicht viel bedacht, weil es gar nicht auszuhalten ist, sie zu bedenken, wirklich zuzusehen, wie alles – uns sei es uns noch so teuer – von ihr überrollt und zermalmt wird. Alles, was wir kennen, erweist sie als vergänglich; sie bringt es hervor und vernichtet es wieder. Wie der mythische Titan Kronos gebiert sie Kinder und frißt sie wieder auf und läßt nichts übrig. Vor ihr zerfallen auch Felsengebirge zu Staub, und alles Dauerhafte vergeht mit der Zeit.
Wir aber, inmitten dieser Vergänglichkeit und selbst vergehend, wir vermögen unser Leben nicht einzurichten auf diese Flüchtigkeit. Oder können wir es? Könnten wir für etwas leben, uns einsetzen, uns unablässig abmühen, was fünf Minuten Dauer hätte, und dann wäre es vorbei, als ob es nik gewesen wäre? Wie eine Wiesenblume, über die der Sturm fährt, und sie ist verschwunden, und niemand kennt ihren Standort mehr. Es schiene uns wohl aberwitzig, für etwas derart Verwehendes die Mühe unseres Lebens aufzuwenden. Niemand lebt bewußt für etwas, das vorbei, schlechthin vergangen ist; alles Vergängliche wird aber einmal vergangen sein.
Wie also vermöchten wir sinnvoll unser Leben darauf einzurichten? Daß wir es dennoch tun, verdanken wir unserer geistigen Kurzsichtigkeit. Sie läßt es zu, daß wir uns vormachen, wir vermöchten etwas zu leisten, das die Zeiten überdauert. Vielleicht gelingt es uns tatsächlich, auf Jahre hinaus zu wirken, vielleicht denken auch nach unserem Tod noch einige Menschen an uns, oder wir bringen etwas zustande, das für hundert oder mehr Jahre hält. Ja, einige wenige geschichtliche Persönlichkeiten mögen gar für Jahrtausende wirksam bleiben. Aber auf wahrhaft lange Sicht? Auf lange Sicht, hat jemand gesagt, sind wir alle tot; aber nicht nur wir, auch alles, was Menschen in dieser Welt je zu leisten und zu produzieren imstande sind, vergeht mit der Welt, und die längste historische Epoche gilt vor der endlosen Dauer der

Zeit auch nicht mehr als fünf Minuten, verschwindet vor ihr wie ein flüchtiger Augenblick. Für etwas zu leben aber, was einfach verrauscht, wer hielte das aus? So macht die Zeit alles gleichgültig. Zwar läßt sie dieses oder jenes jetzt dringend erscheinen. Aber was war nicht alles schon dringend. Nach einigen Wochen oder Jahren oder, wenn's hoch kommt, einigen Jahrzehnten, wer kräht noch danach? Wie eine riesige Sanduhr schüttet die Zeit alles zu und ebnet alles ein, deckt mit Vergessen alles Erlebte, heilt alle Wunden und begräbt die Wünsche.

Die Zeit ist nicht auszuhalten

Nichts also vermag den Lauf der Zeit zu überdauern, nichts ihn zu hemmen. Die Zeit ist nicht aufzuhalten, aber eben deshalb, wenn man dies bedenkt, scheint mir, ist sie nicht auszuhalten. Es widerstreitet unsrem ganzen Denken, sich der Zeit zu unterwerfen, und die Vergänglichkeit des Menschen und seiner ganzen Welt bleibt unfaßlich. Vergänglichkeit tut dem Denken weh, so scheut es davor zurück wie Empfinden vor dem Schmerz. Wir sagen vielleicht: „Wir rechnen damit, daß alles vergeht", aber ehrlicher müßten wir zugeben, daß wir zwar darum wissen, aber gerade nicht damit rechnen. Wir wissen, daß wir und unsere Welt vergehen werden, aber das liegt fern – oder genauer gesagt, das verlegen wir in eine nebelhafte Zukunft, so daß unsere geistige Kurzsichtigkeit es nicht mehr wahrnimmt und wir uns vormachen können, Vergänglichkeit sei nicht vorhanden, weil sie uns nicht mehr greifbar vor Händen erscheint. Aus den Augen aus dem Sinn, heißt dieser Trick, mit dem wir auch den Tod verkraften, solange wir ihn noch genügend weit weg ansetzen können. Und wir nehmen nicht an, er sei nahe, dieser Tag des Herrn. Wir möchten ihn nicht so nahe, daß er uns in den Blick käme, wir mit ihm rechnen müßten, denn er würde all unsere Rechnungen verwirren. Denn er würde enthüllen, daß wir falsch rechnen, weil wir ihn in allen Kalkulationen als Faktor unterschlagen.

Nein, es liegt uns nicht, die Zeit zu bedenken, denn das

hieße auch die Vergänglichkeit bedenken, und das hielten wir nicht aus. Aber mehr noch, nicht nur die Vergänglichkeit bedenken, hieße es, diese vielleicht nur ferne Möglichkeit, sondern das gegenwärtige Vergehen selbst. Denn die Zeit vergeht, vergeht jetzt. Alles vergeht ständig, was wir erleben. Rilke hat gesagt: „So leben wir und und nehmen immer Abschied." Wenn wir das bedächten, diesen ständigen Abschied, Abschied von jeder Begegnung mit einem Menschen: sie geht vorbei und kehrt nicht wieder; Abschied von allem, was wir tagtäglich tun, denn es ist rasch vorbei und unwiederbringlich in der Zeit. Die Zeit ist auch da unerbittlich, läßt weder Aufschub noch Wiederkehr zu. Der letzte Tag, vor dem fürchten wir uns vielleicht ein wenig, wenn er dann kommt in der fernen Zukunft, und bedenken nicht, daß jeder Tag ein letzter ist, nicht nur für irgendjemand, für uns. Auch heute ist der letzte Tag dieses Datums, den wir erleben. Niemand erlebt ihn zweimal. Jede Minute ist letzte Minute.

Wer hielte das aus, das zu bedenken, die Zeit? Die einmalige Chance, die in jeder Minute, in jedem Augenblick liegt, bürdet sie uns nicht ungeheuere Verantwortung auf? Und Menschen ertragen Verantwortung nicht. Frei sein wollen viele; Verantwortung tragen will kaum einer. Und die Zeit drängt, drängt in ihrer Verantwortung, legt sich uns stets als einmalige und verfehlbare Chance auf. Das ist nicht auszuhalten. Es ist nicht auszuhalten, daß sie unwiderruflich vergeht, daß mit ihr mein Leben vergeht.

Am wenigsten aber – scheint mir – ist auszuhalten, daß Menschen vergehen. Wer kann einen Menschen ansehen und ihm sagen: „Du vergehst! Nach fünfzig Jahren, nach hundert Jahren, bist Du nicht mehr vorhanden, ist es aus mit Dir, als wärest Du nie gewesen." Wenn ich vorher gesagt habe, unser Leben können wir nur einsetzen, solange wir meinen, es sei Dauer, was wir erreichen, so gilt das auch für Mitmenschlichkeit. Für ein bloß Vergängliches, bedacht als Vergängliches, kann ich mich nicht voll engagieren, außer ich verdränge die Hälfte meines Bewußtseins. Es gibt keinen

bedachten, bewußten Humanismus, der auch die Zeit zu bedenken vermöchte, und der zugleich annähme, der Mensch ist bloß zeitlich, vergeht. Das wäre eine erste Antwort auf die Frage, ob es einen Atheismus gibt, der humanistisch ist: einen bewußtlosen, glücklicherweise vielleicht; solange man nur halb denkt, vielleicht; den Menschen jedoch ansetzen als ein bloßes Produkt der Zeit, die gänzlich vergeht mit dieser Zeit, damit ist die Axt an die Wurzel des Humanismus gelegt. Den Menschen nämlich aufgehen lassen in der Zeit, heißt ihn zu einem beliebigen Wesen machen.

Die Flucht vor der Zeit

Die Zeit ist nicht auszuhalten als absoluter Tyrann, der alles überrollt, der mit allem auch uns verschlingt. Die Menschen spüren das sehr wohl, und sie bereiten ihre Ausflüchte. Eine Ausflucht ist die in die Zeit hinein. So war es in den Tagen des Noah, heißt es im Evangelium (Mt 24, 37–44): Man ißt, trinkt, heiratet und ist ahnungslos, daß eine Flut über uns hereinbricht; nicht irgendein künftiges Verhängnis, die Flut der Zeit bricht ständig über uns herein und schwemmt das Leben weg. Und man ißt und trinkt und heiratet und ist ahnungslos, will ahnungslos sein, damit man besser essen, trinken, heiraten kann. So stürzt man sich in den Fluß der Zeit, um darin zu ertrinken, weil man sie nicht aushält, weil man es nicht vermag, sich ihr gegenüberzustellen und sie zu bedenken.

Andere versuchen es anders. Sie möchten nicht untergehen im Alltagsgetriebe der Zeit. Sie möchten nicht von der Zeit gehabt sein, sondern Zeit haben, nachdenken können. Doch sie versuchen oft eine andere Flucht. „Der Zeit voraus" steht als Motto über diesen ersten Kapiteln. Aber sie verstehen das so: die Zeit ein wenig überholen, ihr ein wenig vorauslaufen, das Ende der Zeit hinausschieben. Man müßte einmal fragen, ob nicht der heutige Kult der Jugend darauf zurückzuführen ist, daß für den Menschen, der jung ist, das Ende weiter weg scheint. Man meint, man habe die Zeit, weil man sich noch

Zeit lassen könne, man habe ja noch die Zukunft. Aber auch im öffentlichen, gesellschaftspolitischen Bereich trifft man die Meinung, entscheidend sei, daß man die Zukunft gewinne. Man müsse daher so mit der Zeit gehen, daß man ein wenig schneller läuft als sie, ihr um Kürze voraus. Aber man wird sich bei diesem Wettlauf tothetzen wie der Hase gegen die Igel. Die Zeit ist, wo immer wir ankommen, bereits da. Da hilft es nichts, auf die Jugend zu setzen, weil ihr die Zukunft gehöre, oder auf eine Klasse der kommenden Epoche. Es hieß oft, auch bei den Nazis: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft", und bei den Marxisten: „Wer die kommende Klasse hat, der hat die Zukunft". Mag sein, er hat sie. Aber was hat er denn mit der Zukunft? Ein Stück andere Zeit. Ebenso vergänglich wie unsere, überrollt, eingeholt von diesem Allmächtigen der Welt, das wir Zeit nennen, das alles einholt und jeden Prozeß überrennt und überholt. Wer nur die Zukunft hat, der ist ein armer Wicht, denn er betrügt sich darüber, daß auch er vergehen wird, ja Vergehen ist, weil jede Zeit, auch alle zukünftige, bloßes Vorübergehen ist. Nur Kurzsichtigkeit, die Zukunft nicht als Zeit bedenkt, vermag sie als Ausflucht aus der Vergänglichkeit zu wählen. Die Forderung: „Bedenkt doch die Zeit" verwehrt es uns, diesen trügerischen Ausweg zu suchen. Wie aber läßt sich, ohne zu fliehen, diesem Anspruch standhalten, wie ist der Zeit bewußt zu begegnen?

C. *Mensch sein heißt der Zeit voraus sein*

Die Zeit zu bedenken ist eine ungeheuere Aufgabe, weil sie uns zwingt, aus ihr herauszusteigen. Ganz vordergründig bereits: Wer über Zeit nachdenkt, muß ihr schon voraus sein, nicht bloß ihrer Gegenwart, auch aller Zukunft. Er muß diesen vorüberhuschenden Strom zusammennehmen, in seinen Gedanken zusammenfassen, ihn als Zeit bedenken. Wer sinnvoll umgehen will mit der Zeit, darf ihr nicht ausgeliefert sein, muß über ihr stehen, ihr voraus sein, darf nicht

untergehen weder in der Vergangenheit, noch im Jetzt, noch im Zukünftigen. Alle Zeitphasen muß er bewältigen: Vergangenheit zur Erfahrung nutzen, daraus in der Gegenwart handeln, um die Zukunft mitzubestimmen. Wer im vorüberrauschenden Fluß der Zeit den rechten Augenblick erfassen will, der darf sich nicht von diesem Strom fortreißen lassen und in ihm untergehen.

Wo aber finden wir Halt in dieser Flut, den festen Punkt, dieses Karussell der Vergänglichkeit aus den Angeln zu heben, da wir doch nicht auf Vergehen hin zu leben vermögen?

In der Welt suchen wir ihn vergebens, denn sie ist nur die Summe des Vergänglichen und nirgends der Zeit voraus. In ihr läßt sich Endgültigkeit nicht ansiedeln.

In uns jedoch, die wir imstande sind, Zeit zu bedenken, und so bereits erkennend der Zeit schlechthin voraus, im Menschen allein treffen wir Bleibendes, denn er geht nicht auf in der Welt und vergeht nicht völlig mit ihr. Er ist in der Zeit dennoch überzeitlich und vermag, indem er sich am Vergänglichen bildet, aus Vorläufigem Endgültigkeit zu gewinnen.

Weil aber nichts, was wir tun, sinnvoll sein könnte, wenn sein Ergebnis völlig von der Zeit aufgesogen würde, also gänzlich verginge, erlangen unsere Taten nur einen Sinn, wenn sie auf den Menschen ausgerichtet sind, insofern er gerade mehr ist als innerweltliches, vergängliches Wesen. Am Menschen, der aller Zeit voraus ist, am Menschen als Person also, entscheidet sich allein der Sinn unseres Lebens. Wer aber einen Menschen so annimmt, als endgültigen nämlich, und sein Handeln auf ihn als Unvergänglichen und deshalb nicht Beliebigen ausrichtet, ja so dazu beiträgt, daß er aus der Zeit Endgültigkeit erlangt, der und nur der liebt. Lust mag Dauer wollen, Liebe aber besteht auf Endgültigkeit.

„Bedenkt doch die Zeit!" verlangt von uns: „Seid der Zeit voraus!" Im Erkennen und Tun in der Zeit aber der Zeit voraus sein, heißt Mensch sein, heißt lieben.

Denkanstöße zu „Zeit"

1. Augustinus

Was also ist die Zeit? Wenn es mich niemand fragt, weiß ich es. Wenn ich es aber einem, der mich fragt, erklären möchte, weiß ich's nicht. Dennoch sage ich zuversichtlich, ich wisse, wenn nichts verginge, gäbe es keine Vergangenheit, und wenn nichts herkäme, gäbe es keine Zukunft, und wenn nichts wäre, gäbe es keine Gegenwart. Wie aber sind diese beiden Zeiten, die vergangene und die zukünftige, wenn die Vergangenheit nicht mehr und die Zukunft noch nicht ist. Die Gegenwart aber, wenn sie immer gegenwärtig wäre und nicht in die Vergangenheit überginge, wäre schon nicht mehr Zeit, sondern Ewigkeit. Wenn also die Gegenwart, damit sie Zeit sei, dies dadurch wird, daß sie in die Vergangenheit übergeht, wie können wir von ihr sagen, sie sei, da sie doch darin ihren Grund hat, zu sein, daß sie nicht mehr sein wird – so daß wir in Wahrheit nur deshalb sagen, die Zeit sei, weil sie dahin strebt, nicht mehr zu sein. (aus Bekenntnisse, 11. Buch, Kapitel 14)

2. Klassische und moderne Physik

In Knaurs Buch der modernen Physik (München/Zürich 1965) zitiert W. R. Fuchs zunächst Isaac Newton (aus dem Jahr 1687): „‚Die absolute, wahre und mathematische Zeit verfließt an sich und vermöge ihrer Natur gleichförmig und ohne Beziehung auf irgend einen äußeren Gegenstand.' Diese Sätze sind D*efinitionen*. Mit ihnen wollte Newton etwa für die Zeit zum Ausdruck bringen, daß eine absolute Zeit unabhängig von jedem Ereignis existieren muß. Ganz gleich, ob nun etwas geschieht oder nicht, der ‚Strom der Zeit' fließt gleichmäßig dahin."

Dann wird erläutert, wie Einstein aufgrund neuer Experimente dazu kam, diese Annahme einer absoluten Zeit aufzugeben und in der speziellen Relativitätstheorie festzustellen, daß je nach dem Bewegungszustand eines Systems, auf das sich ein Beobachter bezieht, verschiedene Zeiten gelten.

In diesem Zusammenhang wird die Frage aufgeworfen: „Hat es hier noch irgendeinen Sinn, von einer ‚Gleichzeitigkeit', von einem universellen ‚Jetzt', vom kosmisch-weltweiten ‚gleichen Augenblick' zu sprechen? Einstein hat diese Frage zum erstenmal mit einem ganz eindeutigen Nein beantwortet. Er erkannte, daß es für den Physiker keine von einem Bezugssystem unabhängige ‚absolute Zeit' geben kann. Damit wird es aber auch sinnlos, von einem ‚gleichen Augenblick' zu reden, der auf der Erde und dem Sirius stattfindet."

Unsere spontane Zeitvorstellung – das wäre die wichtige Folgerung

daraus – wird also von den Physikern nicht unkritisiert übernommen. Wir sollten daher nicht davon ausgehen, daß alle Probleme im Zusammenhang mit der Zeit von dieser unserer „naiven" Vorstellung aus angegangen werden dürfen.

(Droemersche Verlagsanstalt, München 1965, 190 und 209)

3. Ein Dichter über die Zeit

„Die Zeit geht nicht, sie stehet still,
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist eine Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Sonnenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts."

(G. Keller in dem Gedicht „Die Zeit geht nicht")

4. Die Zeit, kulturhistorisch

„Im Vergleich mit anderen früheren oder zeitgenössischen Kulturen wohnt der westlichen Zivilisation eine Dynamik inne, die nicht zuletzt aus der besonderen geistigen und seelischen Verarbeitung der Begegnung mit dem Phänomen Zeit folgert."

(R. Wendorff)

5. Unser Umgang mit der Zeit

Beklagenswert, wer sich verschworen,
Er hab noch niemals Zeit *verloren*.
Bekenn er lieber, unumwunden:
Er hab noch niemals Zeit *gefunden*.

(E. Roth, Das neue Eugen Roth Buch, München 1970, © Roth)

II. VERGANGENHEIT: DENKT UM!

> In jenen Tagen trat Johannes der Täufer auf und verkündete in der Wüste Judäa: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe. (Mt 3, 1f)
> Von da an verkündete Jesus: Kehrt um! Denn das Himmelreich ist nahe. (Mt 4, 17)

A. Die Vergangenheit bedenken, um umkehren zu können

In diesen Überlegungen, die unter dem Titel stehen „Der Zeit voraus", ist jetzt die Vergangenheit zu bedenken. Ihr scheinen wir ohne unser weiteres Zutun stets voraus zu sein, und wenn wir sie mit den anderen Aspekten der Zeit, Gegenwart und Zukunft, vergleichen, so scheint sie den schwächeren Part zu spielen. Wir lassen sie hinter uns, immer weiter zurück, sie ist aus und abgetan. Wir könnten sie, so dünkt es uns, einfach vernachlässigen. Aber können wir das wirklich?

Der Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu steht unter der Forderung, die Johannes der Täufer und Jesus selbst erheben: „Kehrt um!", „Metanoeite", wörtlich: „Denkt um!". Wie aber können wir dieser Aufforderung nachkommen? Manche meinen, es genüge, alles Gewesene zu vergessen, so zu tun, als habe es bis jetzt nichts gegeben, was der Erinnerung wert wäre. Umkehr aber, die einfach das Alte nicht wahrhaben will, mißlingt, denn umkehren heißt doch, eine andere Richtung als bisher einzuschlagen, nicht den Weg der Vergangenheit fortsetzen, nicht überkommenes Denken weitertragen, sondern umkehren. Umkehr ist nicht zu leisten, wenn man garnicht weiß, in welcher Richtung man bisher geschritten ist. Es könnte ja sein, daß einer so im Nebel herumgetappt, vielleicht im Kreis gelaufen ist, und nun nach einer Kehrtwendung doch das Herumirren der Vergangenheit in einer anderen Richtung wiederholt. Nein, wir können nicht umkehren, wenn wir nicht betrachten, was

Vergangenheit ist. Wenn wir sie einfach ignorieren, laufen wir Gefahr, sie mit ihren Fehlern zu wiederholen.

B. Was ist Vergangenheit?

Gewicht der Vergangenheit

Was ist Vergangenheit? Zum einen ist sie ein gewichtiges Geschenk. Unser Wissen, unsere Erfahrung stammt aus der Vergangenheit. Es ist bedenkenswert: die gesamte Wissenschaft, das ungeheuere Wissensarsenal der Menschheit, betrifft Vergangenes. Zu Recht haben wir Ehrfurcht vor Tatsachen, Fakten. Sie sind unumstößlich; Prüfstein unserer Überlegungen, unserer Theorien. Aber Fakten sind Vergangenes; Fakten sind geschehen. Die Wissenschaft liefert uns ein immenses Kapital menschlicher Erfahrung aus der Vergangenheit, sei es auch vorherrschend jüngste Vergangenheit. Unser eigenes Vermögen und Wissen – wir haben es gelernt. Wir haben Wissen und Fähigkeiten angehäuft. Wir können schreiben, lesen, gehen, Auto fahren – aus der Vergangenheit. Und weiter ausholend: Wenn man die Evolutionstheorie ansieht, sind Milliarden Jahre des Lebens vergangen, in denen das Leben – anthropomorph ausgedrückt – versucht hat, sich zu entwickeln, indem es diese oder jene Richtung eingeschlagen hat. Seine Fehlversuche sind gescheitert, günstige Ergebnisse dagegen sind weitergetragen worden. Und so haben sich durch die Jahrmillionen hinweg Fähigkeiten aus der Vergangenheit entwickelt, durchgehalten, verbessert. Daß wir atmen, ist ein solches überkommenes Stück Vergangenheit. Daß unser Herz schlägt und unser Blut pulst, verdanken wir jahrmillionenalter Erfahrung des Lebens. Wir sind nicht von gestern, wir sind aus uralten Zeiten entstanden. Das ist unsere Vergangenheit, die wir mitbringen. Ein unermeßliches Geschenk! Die ganze Erdgeschichte hat beigetragen, daß wir hier als Menschen sitzen. Und wir selbst? Ziehen wir einmal ab von uns, was uns angeboren ist, eben aus dieser Tradition des Lebens heraus.

Und ziehen wir weiter ab, was wir gelernt haben, was wir erworben haben durch Erziehung und Erfahrung, denn auch das verdanken wir der Vergangenheit. Und ziehen wir noch darüber hinaus ab aus der Schatzkammer des Vergangenen das Wissen, das uns andere Leute noch zur Verfügung stellen. Was bleibt übrig von uns? Müssen wir nicht sagen: Wir sind nichts anderes als unsere in das Jetzt gerettete Vergangenheit.

Was wissen wir denn von uns, jeder von sich? Nun, das was er von sich erfahren hat in seiner Vergangenheit. Von da kennen wir und von da rühren unsere Neigungen, unsere Fähigkeiten, daß wir dazu Lust haben und zu jenem nicht. Auch bittere Erfahrungen sind darunter, die bewirken, daß wir vernarbte Wesen sind; aus den Wunden der Vergangenheit sind eben Narben geworden, taube oder sehr empfindliche Stellen. Das sind wir! Gebilde der Vergangenheit. Wir wüßten nicht um unsere Identität, wenn wir unsere Vergangenheit abschneiden wollten.

Und wir fühlen uns zu Hause in dieser Vergangenheit. Das sind die Wege, nicht nur die örtlichen Wege und Straßen, vielmehr die Wege unseres Verhaltens, die wir tausendmal geschritten sind. Da kennen wir uns aus. Da wissen wir, wie es weitergeht. Das ist uns vertraut, und da sind wir zu Hause. Und nun kommt der Ruf: „Kehrt um! Geh' weg, heraus!". So wie Gott den Abraham nach dem Alten Testament gerufen hat: „Heraus aus der vertrauten Heimat in eine wüstenhafte Zukunft, unbekannt, unvertraut, ungeheuer!", so ruft er uns: „Kehr um, das Reich Gottes ist nahe! Heraus aus dieser Vergangenheit!" Ist das zu leisten? Können wir umkehren? Warum müssen wir überhaupt? Warum sollen wir weg?

Last der Vergangenheit

Nun, die Vergangenheit ist nicht nur Geschenk, sie ist auch Last wie alles Angehäufte. Einmal ist sie Last, weil sie verführerisch ist. Eben wo wir so gut Bescheid wissen, wo wir unser Kapital angehäuft haben, da besteht die Versuchung

wie im Evangelium (Mt 3, 1–12) zu sagen: „Herr, wir haben Abraham zum Vater!" Wir stammen aus guter Tradition. Wir sind gestützt durch Wissen, durch Leistungen. Wir haben das oder jenes in unserer Vergangenheit aufgeboten. Und schon sind wir Pharisäer und rechnen vor und stehen vorne im Tempel und sagen: „Sieh, all das habe ich getan und den Zehnten gebe ich auch." Vergangenheit ist gefährlich, wenn wir dazu die Lorbeeren anhäufen, um uns darauf auszuruhen. Und vor Gott zählen nicht ehemalige Taten, sondern nur das jetzige lebendige Herz.

Aber Vergangenheit kann nicht nur als Entschuldigung für den Einsatz in der Gegenwart herhalten müssen, sie kann auch die Zukunft vermauern. Wir wissen so gut Bescheid, wie es gewesen ist. Und manche meinen dann, sie wüßten auch, wie es sein wird. Unsere Zukunftspläne sind notgedrungen bloßes Weiterschreiben des Vergangenen, das damit rechnet, daß es doch immer so weitergeht. Unsere Revolutionäre sind Spießbürger, denn aus der Vergangenheit wollen sie die Zukunft entwerfen! Da haben sie ihre Gesetze her. Immer so weiter! Das soll Fortschritt sein? Im selben Gleis trotten? Weiter reicht ihr Denken nicht. Und wir sind alle versucht, sogar Gott noch vorzuschreiben, wie es weitergehen müsse: Es war immer so. Und das war noch nie da. Wie kann Gott das oder jenes geschehen lassen, wo wir doch wissen, wie es sein muß und sich weiterentwickelt. Wir sammeln in unsere Scheunen schön vorbereitet Schätze aus der Vergangenheit und rechnen nicht damit, daß der Abbruch jäh kommen kann, daß der Tod eben nicht vorausberechenbar ist.

Und noch etwas. Am schwersten lastet die Vergangenheit, weil sie nicht abzuwerfen, nicht einmal zu ändern ist. Die Tatsachen sind unumstößlich. Was geschehen ist, ist geschehen. „Quod scripsi, scripsi! Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben." Es scheint ein Machtspruch zu sein, dieses Pilatuswort. Und es ist doch Ohnmacht. Was wir getan haben, haben wir getan, und es ist nicht mehr ungeschehen zu machen. Böses, geleistetes, getanes, produziertes

Böses ist nicht mehr wiedergutzumachen. Es bleibt geschehen für alle Zeiten. Vergangenheit ist unabänderlich. Sie kann wirklich Bürde und Last sein, ob wir uns ihrer erinnern oder ob wir sie lieber verdrängen, sie lastet auf uns. Unsere Neigungen sind in diesen oder jenen Gleisen durch vergangene Übung festgefahren, und wir sind nicht mehr frei. Auch hier bleibt der Ruf zur Umkehr, der Ruf vielleicht: „Weg von den Fleischtöpfen Ägyptens zu einem Marsch in ein neues Land, unbekannt, unvertraut und dennoch das Land unserer Sehnsucht!" Es ist der Ruf, mit dem Gott uns zur Freiheit beruft. Und wir hören ihn nicht nur aus dem Evangelium. Wer hätte nicht bei einiger Erfahrung schon einmal gewünscht, neu anfangen zu können, ganz neu?

Falsche Vergangenheitsbewältigung

Aber wenn wir uns ernstlich bemühten, doch einmal endlich, jetzt oder morgen, völlig neu anzufangen, weg von allem Alten, so bleibt doch unsere Vergangenheit und holt uns grausam ein, weil wir immer den alten Kram mitschleppen, uns selbst nämlich, soviel vergangenen Ballast wir auch abwerfen. Und uns selbst können wir nicht mitwegwerfen. So bleibt die in uns gespeicherte Vergangenheit. Täten wir die ab, dann bliebe auch nichts von uns übrig und damit niemand, der nun anfangen könnte. Der Anfang vom Nullpunkt ist uns unmöglich, denn was da begänne, das wären nicht wir. Wenn du also neu anfangen willst, so mußt du dich dazu schon mitbringen, dich und deine Vergangenheit. Und das ist von dir verlangt mit dem Ruf „Denk um": Aus alt mach neu! Deshalb ist es kein realistisches Unternehmen der Erneuerung, sondern ein Fehlversuch, wenn wir uns bemühen, Vergangenheit abzuleugnen, so zu tun, als hätten wir keine, als wäre das Alte wirklich bloß Abfall, zu ignorieren. Man verleugnet sie oder verdrängt sie und macht sich so nur umso abhängiger, denn nur gegen aufgedeckte Abhängigkeit kann ich angehen, gegen die kann ich etwas unternehmen. Das bloß Verdrängte, das Verleugnete, bindet uns nur umso fester, weil Ableugnen nichts abschafft.

Wir möchten aber loskommen, frei werden aus der Vergangenheit. So leugnen wir sie selbst noch, wenn wir in sie hineinflüchten in der Nostalgie und sagen: „Ja, das waren doch die wahren und schönen Zeiten; das müßte noch einmal her." Denn auch diese Haltung nimmt die Vergangenheit nicht als Vergangenheit an und ernst. Sie ist abgelaufen und vorbei. Ihr Wiederholen würde gar nichts bessern, stünden wir doch in der gleichen Lage, mit unserer unkorrigierbaren Herkunft Neues leisten zu sollen und es nicht zu können, weil wir meinen, das Neue müsse frei sein von aller Vergangenheit, und dann wird der Neuanfang selbst Vergangenheit, und wir stecken im alten Verhängnis.

So begnügen wir uns schließlich mit dem Erneuerungsversuch, mit ein paar neuen Flicken auf den alten Kleidern die Löcher zu stopfen und reißen nur größere dadurch auf. Und wenn wir es im großen und ganzen beim alten belassen, nur eine zu schreckliche Blöße mit einem neuen Feigenblatt behängen, so entdecken wir sie nur allen Blicken.

Diese Flickschusterei aber ist nicht von uns verlangt, sondern Umkehr; umdenken, ganz und gar neu anfangen sollen wir. Da wir uns jedoch zu klein glauben, das zu vermögen, bleibt ohnmächtige Resignation. Mit hängenden Ohren trotten wir weiter in ausgetretenen Furchen, hoffen höchstens, es könne von sich aus besser werden in der Zukunft, und wissen doch, daß diese Zukunft im Grund nach dem gleichen Schema ablaufen wird, zur Vergangenheit werden wird, wie alles Bisherige – daß sie nicht entscheidend anders wird, wenn wir uns nicht entscheidend ändern.

C. Mit unserer Vergangenheit neu werden

Wie aber können wir uns ändern, erneuern, dem Ruf der Umkehr folgen und aus unserer Vergangenheit frei werden, da wir sie doch nicht abtun können, ohne uns selbst zu verlieren, weil sie unlösbar mit uns verwachsen ist? Wir können es nur, wenn wir nicht von unserer Vergangenheit, sondern mit ihr frei werden. Weder dürfen wir in ihr stecken bleiben oder sie einfach in die Gegenwart fortschreiben, noch sie ableugnen und verdrängen. Vielmehr müssen wir, wollen wir etwas mit ihr anfangen, neu beginnen, uns ihr stellen, Stellung zu ihr und damit zu uns nehmen, mit der Bereitschaft, dazu Distanz zu gewinnen. Jetzt beginnen die Sätze wie: „Wer nicht allem entsagt, was er besitzt, wer nicht Vater und Mutter, ja wer sich selbst nicht hintan zu setzen vermag, der kann mir nicht nachfolgen", mit der Forderung „Denk um!" zusammenzuklingen. Nur so ist Umkehr, Erneuerung möglich. Nicht als könnten wir das auf einmal tun, in einem augenblicklichen Entschluß die Kehrtwendung vollziehen – und damit wäre die Umkehr geleistet, und wir wären der Vergangenheit ledig.

Nein, Umkehr ist ständig zu leisten, liegt nie hinter uns, wird nie zur Vergangenheit, ist so immer neu. Und sie ist nur möglich, wenn wir nicht an der Vergangenheit orientiert bleiben, uns auf sie berufen oder an ihr verzweifeln, sondern sie annehmen und aufnehmen und mit ihr hineintreten in den Bereich dessen, der von sich sagt: „Siehe, ich mache alles neu." Er hat Neues mit uns vor, Ungeahntes; wenn wir uns auf Ihn einlassen, Ihm und uns nicht vorrechnen aus der Vergangenheit, wie es weitergehen müsse, sondern bereit und entschieden sind zu Neuem über alles Berechenbare und all unser Planen hinaus, dann sind wir dort, von wo aus auch alles Alte, unsere ganze Vergangenheit, zu erneuern ist. Zwar vermögen wir altes Böses nicht so wiedergutzumachen, als ob es nie geschehen wäre; das hieße, es bloß ableugnen. Aber es bleibt als Böses ja nur gespeichert in uns, als Teil der Summe unserer Vergangenheit; diese nun, die Summe unseres ganzen Lebens, fassen wir, indem wir zu ihr Stellung nehmen, gleichsam in eine Klammer zusammen. Dann entscheidet das jetzt durch unsere gegenwärtige Haltung zu setzende Vorzeichen vor der Klammer über Plus oder Minus aller vergangenen Werte. Alles kann insgesamt neu und gut werden, wenn wir selbst gut sind, denn das ist das positive Vorzeichen vor der Klammer, die Bereitschaft

zu neuer, nicht ausrechenbarer, nicht an Altes verklammerte Liebe, die fähig macht, sich auf den zu verlassen, auf den hin mit aller Vergangenheit loszulassen, durch den alles, auch die verkorksteste Vergangenheit, dem, der so liebt, zum Besten gereicht, auf ihn hin, der deshalb von sich sagen kann „Siehe, ich mache alles neu" (Offb 21,5).

Denkanstöße zu „Vergangenheit" und „Umkehr"

1. Altes Testament
Wenn der Schuldige sich von allen Sünden, die er getan hat, abwendet, auf alle meine Gesetze achtet und nach Recht und Gerechtigkeit handelt, dann wird er bestimmt am Leben bleiben und nicht sterben. Keines der Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hat, wird ihm angerechnet. Wegen seiner Gerechtigkeit wird er am Leben bleiben. Habe ich etwa Gefallen am Tod des Schuldigen – Spruch Gottes, des Herrn – und nicht vielmehr daran, daß er seine bösen Wege verläßt und so am Leben bleibt? . . . Wenn der Gerechte sein rechtschaffenes Leben aufgibt und Unrecht tut, muß er dafür sterben. Wegen des Unrechts, das er getan, wird er sterben. Wenn sich der Schuldige vom Unrecht abwendet, das er begangen hat, und nach Recht und Gerechtigkeit handelt, wird er sein Leben bewahren. Wenn er alle Vergehen, deren er sich schuldig gemacht hat, einsieht und umkehrt, wird er bestimmt am Leben bleiben. Er wird nicht sterben. Das Haus Israel aber sagt: Das Verhalten des Herrn ist nicht richtig. Mein Verhalten soll nicht richtig sein, ihr vom Haus Israel? Nein, euer Verhalten ist nicht richtig.
Darum will ich euch richten, jeden nach seinem Verhalten, ihr vom Haus Israel – Spruch Gottes, des Herrn. Kehrt um, wendet euch ab von euren Vergehen! Sie sollen für euch nicht länger der Anlaß sein, in Sünde zu fallen. Werft alle Vergehen von euch, die ihr verübt habt! Schafft euch ein neues Herz und einen neuen Geist! Warum wollt ihr sterben, ihr vom Haus Israel? Ich habe doch kein Gefallen am Tod dessen, der sterben muß. Kehrt um, damit ihr am Leben bleibt. (Ezechiel 18, 21–23; 26–32)

2. Neues Testament
Niemand näht ein Stück neuen Stoff auf ein altes Kleid, sonst reißt der neue Flicken vom alten Kleid ab, und es entsteht ein noch größerer Riß. Auch füllt niemand neuen Wein in alte Schläuche. Sonst zerreißt der Wein die Schläuche; der Wein ist verloren, und die Schläuche sind unbrauchbar. Neuer Wein gehört in neue Schläuche. (Mk 2, 21f)
Und niemand, der alten Wein getrunken hat, will neuen; denn er sagt: Der alte Wein ist besser. (Lk 5,39)
Legt den alten Menschen ab, der in Verblendung und Begierde zugrunde geht, ändert euer früheres Leben und erneuert euren Geist und Sinn! Zieht den neuen Menschen an, der nach Gottes Bild geschaffen ist, damit ihr wahrhaft gerecht und heilig lebt. (Eph 5, 22–24)

3. Hinter die falsche Abzweigung zurück
Weiß Gott, was wirklich werden wird. Man sollte meinen, daß wir in jeder Minute den Anfang in der Hand haben und einen Plan für uns alle machen müßten. Wenn uns die Sache mit den Geschwindigkeiten nicht gefällt, so machen wir doch eine andere! Zum Beispiel eine ganz langsame, mit einem schleierig wallenden, mehr schneckenhaft geheimnisvollen Glück und dem tiefen Kuhblick, von dem schon die Griechen geschwärmt haben. Aber so ist es ganz und gar nicht. Die Sache hat uns in der Hand. Man fährt Tag und Nacht in ihr und tut auch noch alles andre darin; man rasiert sich, man ißt, man liebt, man liest Bücher, man übt seinen Beruf aus, als ob die vier Wände stillstünden, und das Unheimliche ist bloß, daß die Wände fahren, ohne daß man es merkt, und ihre Schienen vorauswerfen, wie lange, tastend gekrümmte Fäden, ohne daß man weiß, wohin. Und überdies will man ja womöglich selbst noch zu den Kräften gehören, die den Zug der Zeit bestimmen. Das ist eine sehr unklare Rolle, und es kommt vor, wenn man nach längerer Pause hinaussieht, daß sich die Landschaft geändert hat; was da vorbeifliegt, fliegt vorbei, weil es nicht anders sein kann, aber bei aller Ergebenheit gewinnt ein unangenehmes Gefühl immer mehr Gewalt, als ob man über das Ziel hinausgefahren oder auf eine falsche Strecke geraten wäre. Und eines Tages ist das stürmische Bedürfnis da: Aussteigen! Abspringen! Ein Heimweh nach Aufgehaltenwerden, Nichtsichentwickeln, Steckenbleiben, Zurückkehren zu einem Punkt, der vor der falschen Abzweigung liegt.
(aus: R. Musil, Der Mann ohne Eigenschaften, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1970, 32)

4. Zu neuen Räumen
Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten,
an keinem wie an einer Heimat hängen,
der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
es will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen;

nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
mag lähmender Gewöhnung sich entraffen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
uns neuen Räumen jung entgegensenden,
des Lebens Ruf an uns wird niemals enden . . .
wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde.

(H. Hesse, aus „Stufen")

5. Alte Lösungen
Alles ist ruhig. Es ist nichts passiert.Den Fehler, die Welt zu entdecken, haben wir längst schon bereut. Jeder Spatenstich, jeder Knochenfund, jede ausgegrabene Hoffnung: ihre Untauglichkeit ist längst schon bewiesen. Ruinen werden hier nach Plan gebaut: auch eine alte Lösung für später . . .
Es ist nichts passiert. Alles ist ruhig.
Das Alphabet ist wieder in Gebrauch, das Einmaleins, der Dialog hat Konjunktur. Die alten Hüte, die alten Weissagungen, die alten Erscheinungen: alles sieht aus wie neu. Jeder hat seit gestern das deutliche Gefühl, daß es ihn gibt. Jeder kann sich sehen lassen. Jeder sieht jedem mit Interesse zu. Die stotternden Unterhaltungen sind verstummt, alles geht flüssig von der Hand, die intimen Entgleisungen gibt es nicht mehr. Das Dunkel wurde abgeschafft: Aphorismen beschreiben die Welt mit tödlicher Klarheit.
(M. Krüger, aus „Wie es so geht", in: Reginapoly, Carl Hanser Verlag, München 1976)

6. Erfahrung
Aus der ermeßlichen Gruft
Vergangenheit
die dumpfe Stimme, die schreit heraus
und gehört dem alltäglichsten
aller Schemen. . . .
Hört: Alles Neue ist gut, solange es neu ist.
Daher allem und jedem
ewige Jugend zu verleihen, ist dringlich geboten,
daß endlich
aufhöre aus der Tiefe zu rufen
das Gespenst unserer Erfahrung.
Damit es Ruhe finde.
Damit wir Ruhe finden.
Damit in Europa kein anderer Geist umgehe
als der
erster Bürgerpflicht.
(G. Kunert, aus „De profundis", in: Warnung vor Spiegeln, Carl Hanser Verlag, München 1970)

III. DIE ZUKUNFT IST DA

> Amen, Amen, ich sage euch: Die Stunde kommt, und jetzt ist sie da, in der die Toten die Stimme des Gottessohnes hören werden, und alle, die sie hören, werden leben. (Joh 5,25)

A. Faszination der Zukunft

Wir leben aus der Vergangenheit in die Zukunft. Das festzustellen ist banal. Weniger schon, daß damit gegeben ist, daß die Vergangenheit ständig zu-, die Zukunft aber abnimmt. Dennoch scheint es so, als ob die Stunden der Zeit gleichwertig seien. Wenn man von ihrem Inhalt absieht, tut es nichts, ob eine Stunde, 60 Minuten, 1972 oder 1983 abgelaufen ist. Um so auffälliger ist es, daß wir dennoch diese beiden Abschnitte der Zeit, in deren Schnittpunkt wir stehen, nämlich Vergangenheit und Zukunft, keineswegs gleich bewerten. Vielmehr sammeln sich auf Zeiten der Vergangenheit abschlägige, negative, geringschätzige Prädikate, die Zukunft dagegen wird hoch bewertet. Oder wer möchte als rückständig gelten? Was passé ist, zählt zum Abfall, und einem Prozeß, einem menschlichen Bemühen spricht man das Todesurteil aus, wenn man sagt, es habe keine Zukunft. Und umgekehrt, jeder von uns möchte doch wohl der Zeit ein wenig voraus sein. Daher auch die Frage des Evangeliums: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?" Das Kommende fasziniert uns.

B. Bewältigung der Zukunft

Drei mögliche Haltungen: Angst, Vorausberechnung, Optimismus
Unser Verhältnis zur Zukunft kann angstgeprägt sein. Schon aus der Schrift könnte man eine derartige Haltung begründen. Was da an Zukunft gemalt wird, ergibt ein sehr düsteres

und schwarzes Bild. Erdbeben und Hungersnot, Volk gegen Volk steht auf, die Leute werden rufen: Berge fallt über uns. Dieses apokalyptische Gemälde ist dunkel und kann mit Schrecken erfüllen. Dennoch scheint es merkwürdigerweise attraktiv, denn diese Seite der Schrift wird in soundsovielen abergläubischen Feststellungen übernommen. Privatoffenbarungen, sogenannte, haben meist, merkwürdig oft jedenfalls, den Charakter von Drohbotschaften. Wenn das und das sich nicht ändert, dann wird großes Unheil in die Welt kommen und bald steht es bevor. Manchmal wirken solche Drohungen ein wenig lächerlich. Als die Miniröcke aufkamen, sagte man: „Wenn diese Kleidungsmode sich durchsetzt, dann – so sagt eine himmlische Stimme – wird eine furchtbare Pestseuche ausbrechen." Doch das Schlimmste, was sich als Krankheitsfolge dieser Mode ausgeben läßt, war wahrscheinlich eine Blasenentzündung. Es sollte uns zu denken geben, was da alles an religiös verbrämten Drohbotschaften verkündet wird. Wurzeln sie doch meist im Ärger, wenn nicht gar im Neid, daß es Leuten, die man für schlecht hält, gut geht; und für Menschen, die wirklich im Elend leben, in Krieg, schwerer Krankheit oder Hunger, für die müssen solche Aussagen wie eine Verspottung wirken.
Doch findet man derartige dunkle Zukunftsbilder nicht nur in religiösem Rahmen, denn so unmodern ist es gar nicht, besorgt in die Zukunft zu blicken. Der bekannte Club of Rome hat mit seinen Untersuchungen bewirkt, daß doch wohl der naive Fortschrittsglaube des letzten Jahrhunderts, und man kann sagen, der ersten sechzig, siebzig Jahre unseres Jahrhunderts, allmählich den Boden unter den Füßen verliert, ganz massiv den materiellen Boden, weil man befürchten muß, daß Energiekosten bedrohlich wachsen – und wir erleben es –, daß Bodenschätze erschöpft werden; daß die Übervölkerung alle Planung überrollt; daß die Umweltverschmutzung zu Ergebnissen führt, die nicht rückgängig gemacht werden können. Nein, es gibt auch durchaus eine unreligiöse Sicht dunkler Zukunft. Und für uns privat. Wer könnte ausschließen, daß er sich Sorgen

macht über das, was ihn betreffen könnte? Wer würde leichtlebig in die Zukunft hinein leben wollen ohne Planung, ohne Sicherung, ohne Vorsorge?
Man versucht also, der Zeit mindestens so vorauszukommen, daß man in die Zukunft hinein plant, sie vorausberechnet. Auch da wieder gibt es eine religiöse Seite. Man hört auf geheime Offenbarungen, auf Prophezeiungen, die künden, was kommen soll. Oder, heruntergekommen auf die Ebene des Aberglaubens, schaut man in die Horoskope, um wenigstens für den kommenden Monat zu erfahren, wie es da stehen wird. Wahrsager, Zukunftsdeuter sind gesucht, nicht bloß bei sehr primitiven Leuten, recht häufig auch bei solchen, die sich für intelligent halten. Oder man tut es noch eine Stufe seriöser, man treibt Zukunftswissenschaft, erstellt Prognosen: da zeigt sich allerdings, je ernster wissenschaftlich vorgegangen wird, umso mehr enden die Prognosen mit einem Achselzucken. Man kann Sandkastenspiele vorführen, wie es unter diesen oder jenen Voraussetzungen vielleicht kommt, aber allzu sicher ist man sich nicht.
Weil man aber weder in eine dunkle, beängstigende, noch in eine unberechenbare Zukunft hineinleben möchte, gibt es die dritte Haltung, den Zukunfts- und Fortschrittsoptimismus – als sei es ausgemacht, daß es immer besser werden müßte. Auch diesen wiederum zum Teil auf religiösem Boden. Die Bilder des Alten Testaments von der messianischen Zeit etwa: Der Löwe wird Stroh fressen, der Wolf neben dem Lamm lagern; die Schwerter werden in Pflugscharen umgeschmiedet; das Kind wird am Schlupfloch der Natter spielen und keinen Schaden nehmen. Eine paradiesische Zeit – so kaum erhofft – jedoch weniger biblisch und dennoch religiös verbrämt, gibt es ähnliche Erwartungen auch heute. Man sagt, man müsse die Achse zu Gott, die nach oben vorgestellt wurde, umklappen in die Zukunft. Gott sei der Kommende. Im politischen Nachtgebet hat man Glaubensbekenntnisse geäußert: „Ich glaube an einen gerechten Frieden, der machbar ist." Sehr optimistisch! Ob aber begründet?

Aber auch wiederum weltlich ganz massive Zukunftshoffnungen, ja angebliches Zukunftswissen, etwa im Marxismus. Er erwartet, daß die Zeit kommen wird, wo kein Egoismus mehr herrscht, wo alles allen gemeinsam ist, jedenfalls das Entscheidenste, die Produktionsmittel. Wo folglich Frieden herrscht, wo sich Ehe auf Liebe gründet, Unmenschlichkeit abgeschafft ist. Verständlich als Zukunftsträume, weil unserem sehnsüchtigen Hoffen entsprechend, aber unverständlich als der Vernunft zugemuteter Glaube.
Und wiederum privat: Wer würde sich nicht ausmalen, solange er jedenfalls jung ist, was er noch erreichen könnte. Bei den Älteren wird es schon schwierig. Dennoch lebt jeder auf Hoffnung. Es ist eine merkwürdige Sache, bedenkenswert und dennoch nicht bedacht bei so vielen Intelligenten, daß wir alle wohl, solange wir nicht resignieren, ein Ziel haben in unserem Leben. Und daß dieses Ziel doch für kaum einen das Ende des Lebens ist. Denn das Ende ist ausgemacht. Das Ende jeden Lebens ist der Tod. Für niemanden aber, außer vielleicht für einen in geistiger Krankheit oder in äußerster Verzweiflung Verwirrten, ist der Tod Ziel.

Drei Gefahren

Diese Haltungen in die Zukunft hinein bergen jede ihre eigene Gefahr. Die Angst vor der Zukunft etwa kann kopflos machen. Angst ist überhaupt gefährlich, weil sie den Menschen wahllos, verzweifelt suchen läßt, auch nach Strohhalmen. Angst macht manipulierbar, setzt mich Einflüssen aus, die ich aus gesicherter und überlegter Position weit von mir weisen könnte. Vielleicht ist es gelegentlich sogar der Sinn von Drohbotschaften, den Menschen nicht nur gehorsam, sondern hörig zu machen. Angst kann auch einreden, der Mensch habe nichts zu verlieren als seine Ketten. Das ist eine Botschaft, die den Menschen auf das Niveau eines Kettenhundes reduziert. Der Mensch ist nicht Mensch, der nichts zu verlieren hat als seine Ketten. Angst ist kein guter Ratgeber, auch keiner, erst recht keiner, für eine vernünftige Einstellung zur Zukunft.

Dagegen scheint die Berechnung beinahe ein Ideal zu sein, wenn sie nicht beschränkt ist auf Horoskope und Wahrsagerei. Wer möchte nicht, wenn es möglich wäre, Zukunft vorausberechnen können? Aber ich möchte auch an diesem Ideal ein wenig kratzen. Mir scheint, eine voll vorausberechenbare, eine voll planbare Zukunft eine Scheußlichkeit zu sein. Warum? Nehmen wir als Beispiel die Adventszeit, erfüllt mit heimlicher Erwartung auf Überraschendes. Advent hat von der Sprache her etwas mit Abenteuer zu tun. Auch Abenteuer leitet sich her aus dem lateinischen Wort „adventurus" – das, was da kommen wird, das heißt, was ungeplant und überraschend kommen wird. Und Abenteuer haben eine schöne Seite. Bedauernswert am Bourgeois und Spießbürger ist eben das, daß er unfähig zu Abenteuern ist. Der alles vorausberechnet hat, der ist blasiert und unfähig zur Erwartung. Und vielleicht könnte man das auch als Kennzeichen unserer Zeit sagen, mehr noch als die Unfähigkeit zur Trauer, daß wir unfähig sind zur Erwartung, zur freudigen Erwartung, zur Bereitschaft, uns überraschen zu lassen. Vielleicht weil wir zu sehr geprägt sind von der Angst? Ist es nicht menschlich, z. B. an Weihnachten Überraschungen vorzubereiten? Geschenke, um die man weiß, bei denen man informiert ist genau über das, was da kommt, die vielleicht noch eingeplant und vorausberechnet sind, die verlieren ein gut Teil des Geschenkhaften. Vielleicht kann man sagen, es ist christlich, sich überraschen lassen zu können, denn allein, wer weiß, daß er nicht in atemloser Furcht zu leben braucht, daß er bei allem Neuen doch aufgefangen ist, nur der ist fähig, sich Überraschungen und Abenteuer ohne sinnlose Tollkühnheit auszusetzen.
Und schließlich der Zukunftsoptimismus. Man hat besonders der Religion vorgeworfen, und mir scheint sicherlich nicht immer zu Unrecht, daß sie zur Vertröstung dienen kann, wenn sie sagt: „Halte nur aus, einmal wird es dir besser gehen!" Man hat das der Kirche vorgeworfen, ihrer Botschaft, sie sei Vertröstung und Opium. Insoweit der Vorwurf berechtigt ist, trifft er. Nur trifft er bei weitem

nicht allein die Kirche. Es gibt heute ganz massive andere Vertröstungen auf Zukunft hin, auf paradiesische Situationen, die sagen: Jetzt mußt du kämpfen, jetzt mußt du entbehren, jetzt mußt du das und das durchmachen, dich und andere einsetzen, auch wenn du draufgehst. Hauptsache, du dienst der Klasse der Zukunft. Deren Sieg wird kommen. Man vergißt schnell: Man hat schon Siege verheißen, auch in nicht lange vergangener Zeit, die kommen müßten. Was gekommen ist, war das Chaos. Man kann nur warnen vor derartigen Vertröstungen, in der Tat! Nur sind diese Vertröstungen heute bei weitem nicht in der Kirche zu Hause. Diese Zukunftsverheißungen, Märchen der Erwachsenen, die nicht anfangen „Es war einmal", sondern „Es wird einmal sein", sind gefährlich, denn sie bewältigen die Zukunft gerade nicht, sondern vertrösten weg aus der Gegenwart. Und man sollte überdies noch schauen, was da verheißen wird. Es wird verheißen die klassenlose Gesellschaft, die nichts ist als ein sattes Spießbürgerparadies. Wenn der Mensch dann zufriedengestellt ist, wenn er den anderen nicht mehr zu beneiden hat, weil keiner dem andern mehr etwas voraus hat, jeder schön in seinem Vorgärtchen sitzen kann, die Hände über den Bauch gefaltet, friedlich, und wenn damit sein Leben erschöpft ist, dann ist er ein sattes Vieh und nichts weiter. Man kann solche Vertröstungen erst als erstrebenswert aufstellen aufgrund von vorhandenem Elend. Das allerdings gilt es anzugehen und zu beseitigen. Aber nicht mit Zukunftsprophezeiungen, die zudem leicht zu entlarven sind, würde man nur in die Zukunft sich wirklich hineindenken. Die ausgemalte Welt dieser Zukunftsordnung ist so satt, so vertrottelt beinahe, daß sie nur einem von Hunger und Elend bedrängten Menschen paradiesisch erscheinen kann.

Christliche Zukunftsbewältigung

Christlich sieht die Bewältigung der Zukunft anders aus. Der Zeit voraus ist gar nicht der, der sich in Zukunft flüchtet in Fürchten, Ängsten, Träumen. Der Zeit voraus ist der, der

auch dieser Zukunft voraus ist. Der Christ braucht nicht in die Gefahr zu laufen, besorgt, ängstlich in die Zukunft zu sehen. Sorgt euch doch nicht, was ihr essen, trinken, anziehen sollt! Sorglosigkeit, nicht um die Hände in den Schoß zu legen, sondern um mit besonnenem Mut an die Dinge gehen zu können. Angst ist keine christliche Tugend. Angst ist Mangel an Glauben. Sorglosigkeit heißt nicht dahindämmern und schlafen. Denn gerade, weil der Christ weiß, daß die Zukunft, seine jedenfalls, nicht vorausberechenbar, nicht schon abgemacht ist, sondern an ihm liegt, ist von ihm Wachheit gefordert. Immer wieder. Seid wach! Wach, aber auch neugierig. Bereit, euch auf Neues einzustellen. Nicht schon zu meinen, es sei vom Alten her klar, was kommen müsse. Und das können wir sein, weil wir nicht in Angst gefangen sind. Weil wir wissen, daß einer ist, der Vergangenheit und Zukunft umgriffen hat. Und wer bei dem steht, ist der Zeit voraus, nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft. Und das ist dann auch eine Haltung, die nicht vertröstet. Wir verweisen auf keinen Sieg, der kommen wird. Wir verweisen nicht auf eine Kompensation des jetzigen Elends.

Das Christentum enthält einen steinharten Satz, was Kompensation angeht, der sagt: „Wer hat, dem wird gegeben und wer nichts hat, dem wird das noch genommen werden, was er hat." Freilich nicht auf kümmerliche Banknoten gesehen, sondern auf Menschlichkeit. Wer jetzt ein versteinertes, verkümmertes, aus eigener Schuld entleertes Herz hat, dem wird der Anschein des Ehrenmannes genommen, den er sich jetzt vielleicht noch gibt, wenn offenbar wird, was bereits ist. Und wer hat, dem wird gegeben ein gerütteltes, gehäuftes Maß, wenn auch er jetzt bereit ist, so zu geben. Das ist unsere Zukunftsverheißung, nicht weg von der Gegenwart, sondern hinein in die Gegenwart. Jetzt entscheidet sich alles, nicht irgendwann einmal. Kein Mensch, keiner von uns, ist bloß Mittel für eine künftige Zeit und Herrlichkeit, jeder ist Ziel. Ich sagte es schon: Unser Ziel, das Ziel des christlichen Lebens, ist nicht das künftige Ende des Lebens. Unser Ziel

ist etwas, was bereits gekommen ist. Unser Sieg ist nicht ein in Aussicht gestellter, erträumter, utopischer. Das ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, unser Glaube, denn er eint uns mit dem, der von sich sagen konnte: „Seid getrost, ich habe die Welt überwunden."
Bereiten wir ihm den Weg, Ihm, unserem und der Zeiten Herr, nicht als einem, der irgendeinmal kommen muß in ferner Zukunft, am jüngsten Tag. Christus ist am Kommen; jetzt, mitten unter uns. Bereiten wir den Weg des Herrn!

Denkanstöße zu „Zukunft"

1. Altes Testament
Denn seht, der Tag kommt, er brennt wie ein Ofen:
Da werden alle Überheblichen und Frevler zu Spreu.
Und der Tag, der kommt, wird sie verbrennen,
spricht der Herr der Heere.
Weder Wurzel noch Zweig wird ihnen bleiben.
Für euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet,
wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen,
und ihre Flügel bringen Heilung.
Ihr werdet hinausgehen und Freudensprünge machen
wie Kälber, die aus dem Stall kommen.
An dem Tag, den ich herbeiführe, werdet ihr die Ruchlosen
unter euren Fußsohlen zertreten, daß sie zu Asche werden,
spricht der Herr der Heere. . .
Bevor aber der Tag des Herrn kommt, der große und furchtbare Tag,
seht, da sende ich zu euch den Propheten Elija.
Er wird das Herz der Väter wieder den Söhnen zuwenden
und das Herz der Söhne ihren Vätern,
damit ich nicht kommen und das Land dem Untergang weihen muß. (Mal 3, 19–21 und 23f)

2. Neues Testament
Jesus sagte zu ihnen: Gebt acht, daß euch niemand irreführt! Viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: Ich bin es. Und sie werden viele irreführen. Wenn ihr aber von Kriegen und von Gerüchten über Krieg hört, laßt euch nicht erschrecken! Das muß so kommen; es ist aber noch nicht das Ende. Denn ein Volk wird sich gegen das andere erheben, und ein Reich gegen das andere.

Und an vielen Orten wird es Erdbeben und Hungersnöte geben. Doch das ist erst der Anfang der Wehen. Ihr aber macht euch darauf gefaßt: Man wird euch vor die Gerichte bringen, in den Synagogen auspeitschen und vor Statthalter und Könige stellen um meinetwillen, damit ihr vor ihnen Zeugnis ablegt. Zuerst muß jedoch bei allen Völkern das Evangelium verkündet werden . . . Aber in jenen Tagen, nach der Bedrängnis, wird die Sonne sich verfinstern und der Mond nicht mehr scheinen; die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Dann wird man den Menschensohn mit großer Macht und Herrlichkeit auf den Wolken kommen sehen . . . Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. (Mk 13, 5–10, 24–26, 32)

3. „Ende der Welt", eine naturwissenschaftliche Vermutung
Und wann stirbt das Universum (sofern es je stirbt)? Darüber gibt es nur Hypothesen, richtiger: mathematische Modelle (man könnte auch Rechenbeispiele sagen)! Viele dieser Berechnungen führen zu dem Schluß, daß unser Universum sich gegenwärtig noch in der Ausdehnungsphase („Wachstumsphase") befindet. Doch die setzt sich nicht bis ins Unendliche fort, denn nichts in dieser Welt ist unendlich. Irgendwann geht es dem Schwerkraft-Tod entgegen, einfach weil es für jegliche Materie eine *kritische Menge* gibt. Wird sie überschritten, dann wird die Schwerkraft stärker als alle „auseinanderstrebenden" Kräfte wie Licht oder Druck. Das wirkt sich dann so aus, daß ein Stern oder letztlich das Weltall zu einem Körper von ungeheurer Dichte *zusammenstürzt:* Die Anziehungskräfte werden so stark, daß selbst die Lichtstrahlen (Photonen) „zurückgeholt" werden. Schließlich schrumpft das Volumen zum Wert Null – Materie und Photonen werden „aus dem Dasein gequetscht", Raum und Zeit werden vernichtet. (Dieses Ende kann übrigens niemals beobachtet werden, denn von ihm kommt ja kein Licht mehr.) Was übrigbleibt, nennt man ein *„Schwarzes Loch"*. Das Schwarze Loch (oder, für einzelne Sterne und Sternsysteme, Schwarze Löcher) als Ende der Entwicklung, das Schwarze Loch als Ende von Raum und Zeit – das ist nicht nur unsichtbar, es ist auch unbefriedigend. Hier sollte freilich bescheiden angemerkt werden, daß der Urknall mit allen seinen Konsequenzen ganz sicher nicht zu dem Zweck losbrach, Menschen zufriedenzustellen, die erst Milliarden Jahre später entstanden. Wenn sich die Theorie der Schwarzen Löcher bestätigen sollte – und es sieht ganz so aus –, dann müssen wir uns damit abfinden.
(aus: H. J. Bogen, Mensch aus Materie, Droemersche Verlagsanstalt, München 1976, 36f)

4. Sozialpolitische Erwägungen

Das Bestreben, „dem Gefängnis der Erde" und damit den Bedingungen zu entrinnen, unter denen die Menschen das Leben empfangen haben, ist am Werk in den Versuchen, Leben in der Retorte zu erzeugen oder durch künstliche Befruchtung Übermenschen zu züchten oder Mutationen zustande zu bringen, in denen menschliche Gestalt und Funktionen radikal „verbessert" werden würden, wie es sich vermutlich auch in den Versuchen äußert, die Lebensspanne weit über die Jahrhundertgrenze auszudehnen.

Dieser zukünftige Mensch, von dem die Naturwissenschaften meinen, er werde in nicht mehr als hundert Jahren die Erde bevölkern, dürfte, wenn er wirklich entstehen sollte, seine Existenz der Rebellion des Menschen gegen sein eigenes Dasein verdanken, nämlich gegen das, was ihm bei der Geburt als freie Gabe geschenkt war, und was er nun gleichsam umzutauschen wünscht gegen Bedingungen, die er selbst schafft. Daß solch ein Umtausch im Bereich des Möglichen liegt, daran haben wir keinerlei Grund zu zweifeln, sowie wir ja auch leider keinen Grund haben, daran zu zweifeln, daß wir imstande sind, alles organische Leben auf der Erde zu vernichten. Die Frage kann nur sein, ob wir unsere neue wissenschaftliche Erkenntnis und unsere ungeheuren technischen Fähigkeiten in dieser Richtung zu betätigen wünschen; und diese Frage ist im Rahmen der Wissenschaften schlechthin unbeantwortbar, ja sie ist in ihrem Rahmen noch nicht einmal sinnvoll gestellt, weil es im Wesen der Wissenschaft liegt, jeden einmal eingeschlagenen Weg bis an sein Ende zu verfolgen. Auf jeden Fall ist diese Frage eine politische Frage ersten Ranges, und kann schon aus diesem Grund nicht gut der Entscheidung von Fachleuten, weder den Berufswissenschaftlern noch den Berufspolitikern, überlassen bleiben . . .

Vergleicht man die moderne Welt mit den Welten, die wir aus der Vergangenheit kennen, so drängt sich vor allem der enorme Erfahrungsschwund auf, der dieser Entwicklung inhärent ist. Nicht nur, daß die anschauende Kontemplation keine Stelle mehr hat in der Weite spezifisch menschlicher und sinnvoller Erfahrungen, auch das Denken, sofern es im Schlußfolgern besteht, ist zu einer Gehirnfunktion degradiert, welche die elektronischen Rechenmaschinen erheblich besser, schneller und reibungsloser vollziehen als das menschliche Gehirn. Das Handeln wiederum, das erst mit dem Herstellen gleichgesetzt wird, sinkt schließlich auf das Niveau des Arbeitens ab...

Aber selbst diese einzig auf die Arbeit abgestellte Welt ist bereits im Begriff, einer anderen Platz zu machen. Es ist uns gelungen, die dem Lebensprozeß innewohnende Mühe und Plage soweit auszuschalten, daß man den Moment voraussehen kann, an dem auch die Arbeit und die ihr erreichbare Lebenserfahrung aus dem menschlichen Erfahrungsbereich ausgeschaltet sein wird. Dies zeichnet sich deutlich in den fortgeschrittensten Ländern der Erde bereits ab, in denen das Wort Arbeit für das, was man tut oder zu tun glaubt, gleichsam zu hoch gegriffen ist. In ihrem letzten Stadium verwandelt sich die Arbeitsgesellschaft in eine Gesellschaft von Jobholders, und diese verlangt von denen, die ihr zugehören, kaum mehr als ein automatisches Funktionieren, als sei das Leben des Einzelnen bereits völlig untergetaucht in den Strom des Lebensprozesses, der die Gattung beherrscht, und als bestehe die einzige aktive, individuelle Entscheidung nur noch darin, sich selbst gleichsam loszulassen, seine Individualität aufzugeben, bzw. die Empfindungen zu betäuben, welche noch die Mühe und Not des Lebens registrieren, um dann völlig „beruhigt" desto besser und reibungsloser „funktionieren" zu können. Das Beunruhigende an den modernen Theorien des Behaviorismus ist nicht, daß sie nicht stimmen, sondern daß sie im Gegenteil sich als nur zu richtig erweisen könnten, daß sie vielleicht nur in theoretisch verabsolutierender Form beschreiben, was in der modernen Gesellschaft wirklich vorgeht. Es ist durchaus denkbar, daß die Neuzeit, die mit einer so unerhörten und unerhört vielversprechenden Aktivierung aller menschlichen Vermögen und Tätigkeiten begonnen hat, schließlich in der tödlichsten, sterilsten Passivität enden wird, die die Geschichte je gekannt hat. Es gibt noch andere, vielleicht noch ernstere Gefahrensignale dafür, daß der Mensch sich anschicken könnte, sich in die Tiergattung zu verwandeln, von der er seit Darwin abzustammen meint.

(H. Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1960)

5. Hoffnung

Die Sehnsucht
nach Gerechtigkeit
nimmt nicht ab
Aber die Hoffnung.

Die Sehnsucht
nach Frieden
nicht
Aber die Hoffnung.

(H. Domin, aus „Älter werden", in: In diesem Lande leben wir, Carl Hanser Verlag, München 1978)

IV. GEGENWART: JETZT IST DIE ZEIT DES HEILS

> Es heißt: Zur rechten Zeit erhöre ich dich;
> am Tag des Heils komme ich dir zu Hilfe.
> Jetzt ist sie da, die rechte Zeit;
> jetzt ist er da, der Tag des Heils. (2 Kor 6, 2)

A. Die Zeit ist erfüllt

Dunkle Zeiten sind der fruchtbarste Boden für Prophezeiungen. Im Alten Testament sind immer wieder Propheten aufgestanden, wenn das Volk im Glauben erschüttert war, wenn es Niederlagen erlitten hatte oder im Exil zerstreut war. Der Glaube des Alten Testaments bezog sich auf Gott, Jahwe genannt, „der da ist", der bei euch ist. Und dieser Glaube geriet immer ins Wanken, wenn es schien, daß Er eben nicht da, nicht bei ihnen wäre. Und die Propheten verhießen, daß dieser Gott in künftigen besseren Zeiten noch enger beim Volk sein wird. Zwar hört er jetzt schon all ihr Rufen, aber die Erhörung wird greifbar in künftiger Zeit; wenn sich die Zeit erfüllt. Und sie wagen es, diese Erfüllung an einen Menschen zu knüpfen: Siehe, die junge Frau wird einen Sohn gebären, dessen Name, dessen Seinsweise es ist, daß in ihm „Gott mit uns" sein wird. Das, was jetzt ungreifbar, vage geglaubt wird, wird in dieser, von den Propheten angekündigten Endzeit, greifbar, wirklich. In dieser Endzeit leben wir. Wir glauben, daß im Neuen Bund alle Verheißungen des Alten Testaments, ja der Menschheit überhaupt, Erfüllung gefunden haben. Unsere Zeit ist diese erfüllte Zeit, Zeit Gottes.

B. Gott ist in der Gegenwart gegenwärtig

In der Jetztzeit

Eben deshalb ist es ein Mangel an christlichem Verständnis, wenn man die Gegenwart nicht ernst nimmt. Jetzt ist die

Zeit des Heils. Wir müssen weder guten alten Zeiten nachtrauern, noch künftige bessere erwarten, um unser Heil zu erlangen. Selbst unser Glaube bezieht sich nicht so sehr auf vergangenes Geschehen, historische Fakten, als auf Gegenwart. Nicht daß wir einmal erlöst worden sind vor 2000 Jahren, sondern daß wir es jetzt sind, ist erster Gegenstand des Glaubens. Vor allen Zeiten die Gegenwart ernst zu nehmen, ist Erfordernis des Christentums; ernst zu nehmen, indem man sich eben nicht mit rosigen Erwartungen in eine Zukunft oder mit wehmütigen Erinnerungen in Vergangenheiten träumt, so vom christlichen Mittelalter redet, als ob unsere Zeit einfachhin unchristlich wäre. Alle Zeit ist christlich, solange Menschen in ihr sich auf Christus einlassen. Und alle Zeit ist unchristlich, solange Menschen in ihr gegen Christus stehen. Es gibt keine auserwählten und bevorzugten, von sich her heiligen Zeiten. Wir müssen unsere Gegenwart ernst nehmen, so wie sie ist; *sie* ist uns aufgegeben und nicht eine von uns erträumte.

In dieser konkreten Gegenwart ist unser Heil zu entscheiden, von uns mitzuentscheiden, und wir können diese Entscheidung nicht davon abhängig machen, ob zuvor bestimmte Bedingungen erfüllt sind. Unsere Heilslehre ist keine, die es duldet, daß wir mit beiden Füßen fest in den Wolken stehen, sondern sie fordert das Handeln auf diesem Boden der Gegenwart. Sie läßt die Berufung auf noch nicht eingetretene Umstände nicht zu, als ob wir darauf angewiesen wären, um gut zu sein, denn nicht der Erfolg ist von uns verlangt, sondern das rückhaltlose Bemühen.

Da hilft es nichts, daß wir unzureichende Bedingungen vorschützen, gesellschaftliche oder sonstige. Alibis dieser Art werden nicht entgegengenommen. Der Mensch ist aufgerufen, aus dieser seiner Zeit das Richtige zu machen und nicht zu sagen: „Die Verhältnisse aber, die sind nicht so." Wenn sie nicht so sind, daß sie uns gestatten, gut zu sein, dann haben wir sie zu ändern. Diese Zeit ist unsere Aufgabe, nicht damit wir sie kritiklos hinnehmen, sondern indem wir sie bewältigen. Nicht ihr ausgeliefert sollen wir sein, sondern

Herr über sie. Diese unsere konkreten gegenwärtigen Verhältnisse sind unser Arbeitsmaterial, damit haben wir umzugehen und zu wirtschaften. Ob wir dabei über fünf Talente verfügen oder über eines, danach wird nicht gefragt, sondern was wir daraus gemacht haben und was wir jetzt damit tun, wie wir diese Gegenwart mit ihrer Kümmerlichkeit und ihrem Reichtum zum Guten gestalten.

Befreit zur Gegenwart sind wir. Auch deshalb, weil wir andererseits nicht angewiesen sind auf Modernität. Es gibt atemlos Aktuelle, die nichts anderes im Sinn haben, als ja immer auf der Höhe der Zeit, „up to date" zu sein. Und die eben deshalb nichts sind als ein Schaum auf der Woge der Zeit. Nicht Woge selbst, nichts, was wirklich vorantreibt, sondern getrieben. Weil sie dieser Zeit gegenüber keinen Standpunkt haben, weil sie die Zeit selbst zum Maßstab machen und deshalb unfähig sind, zu kritisieren. „Prüfet die Zeit!", das ist von uns verlangt. Prüfet die Jetztzeit! Aber das kann ich nicht, wenn ich ihr einfach ausgeliefert bin. Wir als Christen können sie prüfen. Es ist nämlich nicht zu fragen, ob Gott in diese Zeit paßt, noch in diese Zeit paßt, wie man bisweilen sagt. Es ist zu fragen, ob diese Zeit zu Gott paßt. Denn Gott paßt natürlich in keine Zeit, weder in diese, noch in die vergangene, noch in eine zukünftige. Er paßt nicht in Zeit und Raum. Er steht darüber. Aber eben, weil es dieses Darüberstehen gibt, und weil wir dazu einen Bezug haben können, deshalb sind auch wir der Zeit nicht ausgeliefert, sondern können sie als Aufgabe, als uns von Gott aufgegeben, begreifen. Wir sind aufgerufen, Gegenwart nicht bloß zu erleiden, sondern zu bewältigen, zu meistern auf Menschlichkeit hin, weil in einem Menschen Gott mit uns ist, der Herr auch dieser Gegenwart ist.

Der jetzige Augenblick

Wir können diese Aufgabe zusammenfassen, punktueller noch, auf unsere eigene private Gegenwart, auf den Augenblick, jeden Augenblick: Gott ist der Herr jedes dieser Augenblicke. Auch da gibt es Fluchtbewegungen. Fluchtbewegungen in die private Vergangenheit, daß man sich nostalgisch erinnert, wie schön es einmal war; oder resigniert, da ja entscheidende Gelegenheiten versäumt worden sind. Oder die noch frömmere Gefahr, daß man sich in gute Vorsätze für die Zukunft flüchtet, von denen schon sprichwörtlich ist, daß mit ihnen der Weg zur Hölle gepflastert sei. Wir sind Meister im Selbstbelügen, Meister darin, uns vorzumachen, wir seien schon gut, weil wir ja Gutes vorhaben für morgen, für nächstes Jahr, für irgendwann: großmäulig im Vornehmen. Aber es kommt nicht darauf an, welche Pläne wir haben. Es kommt nicht einmal darauf an, welche Vergangenheit hinter uns liegt. Jetzt ergeht das Gericht, und jetzt ist die Zeit des Heils. Das gilt für jeden Augenblick. Wir werden, selbst wenn wir das Bild „Letztes Gericht" nehmen, nicht gefragt, was hinter uns liegt, was unsere Vergangenheit sei oder was wir noch vorgehabt hätten, sondern wer wir sind in diesem Augenblick. Nehmen wir den kleinen Augenblick, jeden einzelnen, ernst! Freilich gilt auch hier, wie für die Gegenwart im ganzen, daß man die Gegenwart, daß man den Augenblick verfehlen kann, indem man ihn zu ernst nimmt, indem man sich ihm ausliefert und dann vor lauter Hetze, vor lauter Bemühen, ihn ja am besten auszunützen, ihn verfehlt. Eine gewisse pragmatische, realistische Nüchternheit ist am Platz. Im Augenblick Gutes zu tun ist wichtiger als das Bestmögliche irgendwann einmal. Natürlich sollen wir uns in der Planung ohne Großtuerei das Bessere vornehmen. Aber wir sind nicht so vom Augenblick abhängig, daß wir immer Spitzenleistungen bringen müßten, sonst sind wir in der Tat in Gefahr, vor lauter Jagen nach dem Besten, die Gelegenheit zu verpassen, einfach das Gute zu tun. Das Bessere ist auch hier Feind des Guten. Realistisch sein heißt, den Augenblick so, wie er ist, annehmen, ihn als Aufgabe begreifen und diese ernsthaft angehen. Wenn wir begreifen, daß dies allein zählt, das ehrliche Mühen – und nicht der glückliche Erfolg –, dann wird nicht der Augenblick der alles entscheidende Herr über uns, sondern er bleibt eine von Gott uns anvertraute Chance und wir sind so

Herr über diese Augenblicke. Und wir gehen nicht in ihnen unter, weil wir uns auf Gott bezogen wissen, der über allen Augenblicken und aller Zeit steht.

Der Alltag

Gott vertraut uns die Gegenwart an, und diese unsere Zeit ist vor allem der Alltag. Gott gegeben sind gerade nicht bloß die besonderen Momente, wo uns eine weihevolle Stimmung trägt, wo wir uns emporgehoben, feierlich religiös fühlen. Sie dienten uns sonst unter frommem Mantel zur Flucht vor dem Alltag. Und diese fromme und doch gefährliche Fluchtbewegung ist verbreitet genug, weil man meint, Gott sei, so wie in heiligen Räumen, in heiligen Zeiten zu finden. Alle heiligen Zeiten wendet man sich an Gott. Man sucht das Absonderliche, zumindest das Außergewöhnliche, um dort Gott zu entdecken. Und vergißt, daß Gott der Herr dieser ganzen Zeit ist, d. h. gerade auch des Alltags. „Gotteshaus" ist ein schönes Wort und ein gefährliches. Schön, weil wir uns sammeln können, versammeln im Bewußtsein, vor Gott zu leben. Gefährlich, weil wir den Eindruck gewinnen könnten, als ob unsere Wohnungen nicht Gotteshaus seien, sondern privat, unsere Sache. „Tag des Herrn" ist ein schönes Wort und ein gefährliches. Schön wiederum, weil wir uns da erinnern an den Menschen, in dem die Verheißung wahr geworden ist, daß Gott mit uns sei, und wir uns nicht nur daran erinnern, sondern auch daran, daß wir teilhaben an ihm und seinem Leben. Gefährlich, weil wir so zurückfallen könnten in ein Heidentum, wie das der alten Germanen. Die hatten einen Thius-Tag, den Tag Dienstag, und Thors-Tag, Donnerstag, usw. Sie hatten ihre Götter, für jeden Tag einen. Wir haben den Tag des Herren und sagen, das ist der Sonntag. Wir werden aber gefragt: Und die übrigen?

Nehmen wir den Alltag ernst. Wir werden eben nicht bloß danach gerichtet, was wir am Sonntagvormittag getan haben, sondern mindestens ebenso danach, was wir die Woche über tun. Und wer Gott aus seinem Alltag aussperrt, der wird ihn auch am Sonntag nicht antreffen. Im Verrichten unserer kleinen, alltäglichen Pflichten liegt mehr von uns als im Durchstehen oder Durchgetragenwerden durch die großen erhabenen Stunden. Nicht im Außergewöhnlichen, nicht in den Wundern sollten wir Gott suchen, sondern ihn finden im Verrinnen jeder Minute; wenn wir sie nur richtig leben.

Aber auch hier gilt noch einmal: Wir sollen die Zeit, auch den Alltag ernst nehmen. Und wir müssen uns doch auch davor hüten, ihn zu ernst zu nehmen. Man kann alles, was uns an Zeit angeboten ist, zu ernst nehmen, auch den Alltag. Gewiß, der Sabbat ist nicht mehr über den Menschen gestellt. Der Mensch ist nicht um des Sabbats willen, sondern der Sabbat um des Menschen willen da. Aber er ist unsretwillen da, das heißt, wir brauchen ihn. Wir brauchen Feste. Wir brauchen besondere Stunden, nicht nur als Tankstationen, aus denen wir die Kraft holen, wieder eine Woche zu durchleben, sondern um in ihnen reicher Mensch sein zu können, mehr Mensch als in der bloßen trockenen Pflichterfüllung. Nicht dazu wollen wir Feste feiern, um dann wieder den Alltag leisten zu können, sondern eher dazu arbeiten, um feiern zu können. Denn im Fest begreifen wir vielleicht mehr als im Alltag, daß wir in dieser erfüllten Zeit leben, daß unsere Zeit, eben insofern sie Gottes Zeit ist, feiernswert ist, nicht bloß etwas, was bewältigt werden muß. Freilich, wir können sie nur bewältigen, wenn wir auch wissen, daß sie zu feiern ist, wenn wir vielleicht lernen und ermöglichen, daß die Arbeit selbst feiernswert ist. Humanisierung der Arbeitswelt, wie man das heute nennt, ist also eine christliche Aufgabe. Denn nur wenn wir den Alltag, nicht nur seine Erholung, sondern auch seine Arbeit, feiern können, wird uns begreiflich, greifbar, daß auch in ihm Gott mit uns ist; jetzt, in dieser ganzen Zeit, in jeder Minute.

C. Gott, der immer Gegenwärtige

Wir glauben an die Allgegenwart Gottes, aber wir fassen sie meist zu sehr unter dem Aspekt des Räumlichen, glauben, daß es keinen Raum und keine Kammer gibt, die vor Gott

verschlossen ist. Wir sollten sie auch zeitlich bedenken. Gott ist allgegenwärtig, d. h. jede Gegenwart, sei sie vor 600.000 Jahren gewesen oder in künftigen, ist stets Gegenwart Gottes. „Wohin könnten wir uns flüchten vor Gott?" fragt schon der Psalmist und denkt wieder räumlich: Wohin im Himmel oder in der Unterwelt? Ich träfe doch überall Gott. Wir müssen aber auch zeitlich die Frage stellen: Wohin könnten wir flüchten mit unserem gegenwärtigen Leben oder mit Plänen und Erinnerungen? In die Vergangenheit? In die Zukunft? Für Gott ist immer Gegenwart, er ist allzeit gegenwärtig. Wohin immer wir auszuweichen versuchten, zurück in längst Vergangenes oder weit voraus in ferne Zukunft oder kopfüber in die Gegenwart, Gott ist da, bereit, Gott mit uns zu sein. Das aber ist nicht nur selbst nicht schrecklich, das nimmt auch der Zeit allen Schrecken. Wenn wir auf ihn vertrauen, macht er uns jede Zeit vertraut, denn sie ist seine. Von da aus erst können wir verstehen, daß uns die Zeit, die Gegenwart als kostbares Geschenk gegeben ist, weil wir nicht in ihr untergehen, weil wir jeder Zeit voraus sind, da sie allezeit Zeit unseres Gottes ist. Wie im Anfang, so eben jetzt und allezeit, denn Gott ist die Ewigkeit.

Denkanstöße zu „Gegenwart" und „rechter Zeit"

1. Kairos

Die Griechen nannten den Gott der rechten Gelegenheit oder des günstigen Zeitpunkts „Kairos". Sie bildeten ihn als nackten jungen Mann ab, mit Flügeln an den Füßen, einem Messer in der Hand; sein Hinterkopf kahl aber mit einem Haarschopf über der Stirn. Ein alexandrinischer Dichter, Poseidipp, hat eine Unterredung mit ihm aufgeschrieben:

„Wer bist du?"
„Ich bin Kairos, der Augenblick, der alles bezwingt."
„Warum läufst du auf Zehenspitzen?"
„Ich husche vorbei wie der Wind."
„Warum hast du Flügel an beiden Füßen?"
„Ich fliege unablässig dahin."
„Warum hältst du in der Rechten ein Messer?"
„Ich erinnere die Menschen damit, daß ich spitzer bin als dessen Spitze."

„Warum fällt dir eine Haarlocke vorne in die Stirne?"
„Damit mich fassen kann, wer mir begegnet."
„Und was bedeutet dein kahler Hinterkopf?"
„Von hinten erwischt mich keiner, an dem ich geflügelten Fußes vorbeigeflogen bin, wie sehr er sich auch mühte."

2. Die Gegenwart

Wir halten uns niemals an die gegenwärtige Zeit. Wir nehmen die Zukunft voraus, da sie zu langsam kommt, gleichsam um ihren Lauf zu beschleunigen; und wir rufen die Vergangenheit zurück, um sie aufzuhalten, weil sie zu stürmisch entschwindet: so unklug sind wir, daß wir in den Zeiten umherirren, die nicht unser sind, und nicht an die einzige denken, die uns gehört; und so eitel, daß wir an die denken, die nichts mehr bedeuten, und ohne Überlegung der einzigen, die da ist, entfliehen. Es ist gemeinhin die Gegenwart, die uns lästig ist. Wir verbergen sie vor unserem Blick, weil sie uns quält; und wenn sie uns willkommen ist, sind wir betrübt, sie entschwinden zu sehen. Wir versuchen sie durch die Zukunft erträglich zu machen und denken daran, das zu ordnen, was nicht in unserer Macht ist, im Hinblick auf eine Zeit, die zu erreichen wir keinerlei Sicherheit haben.
Ein jeder prüfe seine Gedanken: er wird sie alle mit der Vergangenheit oder mit der Zukunft beschäftigt finden. Wir denken fast gar nicht an die Gegenwart; und wenn wir daran denken, dann nur, damit wir aus ihr eine Einsicht erlangen, um über die Zukunft zu verfügen. Die Gegenwart ist nie unser Ziel: die Vergangenheit und die Gegenwart sind unsere Mittel; die Zukunft allein ist unser Ziel. So leben wir nie, sondern wir hoffen zu leben, und während wir uns immer in Bereitschaft halten, glücklich zu sein, ist es unvermeidlich, daß wir es nie sind. (B. Pascal)

3. Die rechte Zeit

Alles hat seine Stunde. Für jegliches unter der Sonne gibt es die rechte Zeit.
Eine Zeit zum Gebären und eine zum Sterben.
Eine Zeit zum Pflanzen und eine, das Gepflanzte zu ernten.
Eine Zeit zu töten, und eine zum Heilen; zum Einreißen eine und eine Zeit, um aufzubauen.
Zum Weinen gibt es eine Zeit und fürs Klagen eine und eine zum Tanzen.
Eine Zeit, Steine wegzuwerfen, und eine, sie zu sammeln.
Eine Zeit, sich zu umarmen, und eine Zeit, die Umarmung zu lösen.

Eine Zeit zum Suchen, eine, um zu verlieren, eine Zeit zum Behalten und eine Zeit fortzuwerfen.
Eine Zeit zum Zerreißen, eine, um zusammenzunähen, eine fürs Schweigen und eine zum Reden.
Eine Zeit zum Lieben und eine Zeit zu hassen, eine Zeit des Krieges und Friedenszeit. (Kohelet 3, 1–8)

4. Der Augenblick
– Goethe, Fausts letzte Worte
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß!
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
„Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!" –
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

– G. Wohmann
Wie langatmig der Sternenhimmel
Dauernd sehr gut aussieht.
Ich kann nicht ständig überrascht sein
Nach dem zweiten Reh war ich mit Rehen eingedeckt
Und für den restlichen Spaziergang
Wunschlos versiegelt – so viel Wirklichkeit
Muß ja nicht unaufhörlich sein, einmal genügt mir
„Sag ich zum Lichteinfall
Im Seitenchor, Duisburg, St. Martin.
Ich brauche nur Sekunden, du aber
Überdauerst mich, du guter alter günstiger Moment
Du schönes Angebot, und ich erschrecke – . . .
Wenn nur der schöne AUGENBLICK
Nicht Ernst macht und VERWEILT!
Vorübergehend nur, du LIEBENDES GESCHICK
Bin ich erreichbar – weg mit mir
Das dauert mir zu lang, ich breche auf
Ich habe mich geeilt.
(aus „Schöner Augenblick", in: Grund zur Aufregung, H. Luchterhand Verlag, Neuwied und Darmstadt 1978)

ZWEITER TEIL: DEM TOD ENTGEGEN

I. WORAUF LÄUFT LETZTEN ENDES ALLES HINAUS

A. Die „letzten Dinge"

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Da kommt ein Freund oder Bekannter zu ihnen und sagt: Ich habe da ein Angebot, das anzunehmen mich reizt, obwohl es auch Risiken in sich birgt. Er erläutert es kurz und fragt dann: Was hältst du davon, kannst du mir dazu raten? Wenn wir die Konsequenzen seines Vorhabens nicht ganz überblicken, werden wir ihm wohl mit der Gegenfrage antworten: Und worauf soll denn das Ganze hinauslaufen? Denn wer das nicht weiß, kann sich auch kein Urteil darüber bilden, ob es sinnvoll ist, sich darauf einzulassen, und kein kluger Mensch würde sich zu einem Unternehmen entschließen, bevor diese Frage geklärt ist. Umso mehr muß es verwundern, daß wir uns so selten fragen: „Worauf läuft denn letzten Endes alles hinaus?", wenn es um unser Leben geht. Und doch hängt auch Sinn und Unsinn des ganzen Lebens von der Antwort auf diese Frage ab: Worauf läuft denn letzten Endes alles hinaus? Sie ist der Vernunft gestellt und dem Glauben.
Die Antwort des christlichen Glaubens hat die katholische Theologie unter dem Titel „Eschatologie" oder „Von den letzten Dingen" zusammengefaßt. Dazu zählt sie: Tod, Gericht, Fegfeuer, Hölle, Himmel. Eines fällt dabei auf. Die Theologie spricht hier nicht von der Zukunft in der Welt, nicht darüber, wie es in der Geschichte weitergeht. Das wird von vielen heutigen Menschen als Mangel empfunden. „Bei Atheisten finden wir vielfach – in welcher verzerrten Gestalt auch immer – große Menschheitshoffnungen. Und bei Christen finden wir oft: tiefe Skepsis, böse Ahnungen, ja selbst Resignation angesichts der Möglichkeiten der Geschichte für

die Zukunft der Erde. Entspricht das aber dem Willen Gottes, dem sie glauben? Verleugnen sie damit nicht die Zukunftsverheißungen ihres Gottes und seiner Geschichte mit ihnen?", klagt und fragt Jürgen Moltmann.

Die Menschen möchten Bescheid wissen darüber, was morgen kommt, denn davon hängt ab, wie sie im Heute planen müssen und sich einrichten und absichern sollen. Wer daher eine Auskunft anzubieten hat, wie die Welt morgen oder übermorgen aussehen werde, kann sich durch diese Prophezeiungen über die Zukunft eine erhöhte Anziehungskraft für die Gegenwart versprechen. So unterbreiten nicht wenige neuzeitliche Gedankensysteme, Weltanschauungen und Ideologien derartige Vorhersagen über die kommende Entwicklung; und etwa der Marxismus gewinnt bei nicht wenigen zusätzlichen Einfluß daraus, daß er im historischen Materialismus beansprucht, den Gang der Weltgeschichte – also auch deren zukünftigen Verlauf – zu kennen.

Was Wunder, daß auch Gläubige oder Theologen versucht sind, ähnliche Verheißungen und Hinweise, die erkennen lassen, was auf uns zukommt, aus dem Glauben zu entnehmen. Sie verschafften sich dadurch nicht nur selbst die ersehnte Sicherheit, der künftigen Geschichte nicht unvorbereitet gegenübertreten zu müssen, sondern auch der Glaube erhielte so eine zusätzliche Werbewirksamkeit.

Mir scheint jedoch dieses Unternehmen aus mehreren Gründen verfehlt. Zunächst wäre es, wenn man den Glauben verkündigen möchte, ganz wichtig zu unterscheiden, was man da mitzuteilen hat und wie man es vorlegen sollte. In der Art und Weise nämlich, wie man den anderen zu gewinnen sucht, müßte man sich weit mehr, als das meist üblich ist, nach dessen Sprache, Denkweise und Empfinden richten. Da muß die Theologie sorgfältig auf die „Welt" hören. Was sie aber zu sagen hat, das kann sie sich nicht von anderen vorsagen lassen. Sonst bietet sie nur einen – schon wegen seiner unangemessen „frommen" Verpackung – ungenießbaren Abklatsch dessen an, was diese anderen zuständiger und besser vorbringen können. Gewiß dürfen außertheologische

oder auch außerchristliche Überlegungen nicht leichtfertig von der Hand gewiesen werden. Sie können den Glauben verständlicher machen, in ihm neue Sichten erschließen, seine Verwurzelung im Leben freilegen; sie können zudem ihrerseits vom Glauben her einen ganz neuen Glanz, eine überraschende Bedeutung gewinnen. Immer muß aber deutlich bleiben, was das Eigene des Glaubens ist. Das tritt dann nicht als zusätzliche Lehre zu den übrigen Erkenntnissen hinzu, um sie abzurunden, sondern das steht hinter allem menschlichen Wissen und aller Weisheit, durchleuchtet sie, kann sie aber auch in Frage stellen; das alles aber nur, wenn die Eigenständigkeit des Glaubens gewahrt bleibt und nicht durch behendes Schielen nach dem, was gerade an Ideen in Umlauf oder an Ansichten modern ist, umgemodelt und angepaßt wird.

Auf diese Bedenken wird man nun vielleicht erwidern, mit den christlichen Darlegungen der zukünftigen Geschichte gleiche man sich keineswegs irgendwelchen modischen Zeitströmungen an, sondern erläutere gerade den genuinen Glauben, wie er sich in der Heiligen Schrift ausgedrückt findet. Ich bestreite nicht, daß in der Schrift auf die kommende Geschichte deutlich hingewiesen wird. Jesus belehrt etwa seine Jünger: „Viele werden unter meinem Namen auftreten und sagen: ‚Ich bin es' und ‚Die Zeit ist da!'. Lauft ihnen nicht nach! Und wenn ihr von Kriegen und Aufständen hört, laßt euch dadurch nicht erschrecken! Das muß zunächst geschehen, aber das Ende kommt nicht sogleich. Dann sagte er zu ihnen: Ein Volk wird sich gegen das andere erheben und Reich gegen Reich. Es wird zu gewaltugen Erdbeben kommen und vielerorts zu Seuchen und Hungersnöten, ja Schlimmeres als das wird geschehen, und am Himmel wird man gewaltige Zeichen sehen. Vorher aber wird man euch Gewalt antun und verfolgen" (Luk 21, 8–12). Außerdem scheint die Apokalypse, die man die „Geheime Offenbarung des Johannes" genannt hat, voller meist schrecklicher Zukunftsbilder, und man hat sie vielfach als Voraussage künftigen Geschehens gedeutet, und sie hat daraus eine

besondere heimlich-unheimliche Anziehungskraft bezogen. Dennoch scheint mir, daß es sich bei all diesen Aussagen der Schrift nicht so sehr um Vorhersagen künftiger Geschichte und um eine Aufschlüsselung der Zukunft handelt als vielmehr um eine Beschreibung dessen, was immer und allerorten geschieht. Hier wird kein Plan kommender Entwicklung aufgedeckt, sondern es wird davor gewarnt, sich aus der Ankunft des Erlösers für die damit angebrochene Endzeit ein rosiges oder paradiesisches Zeitalter zu versprechen. Die apokalyptischen Reiter etwa, die Eroberungen, Kriege, Hunger und Tod symbolisieren, ziehen mit ihrer „Macht zu töten" (Offb 6, 7) durch die ganze Geschichte. Die christliche Mahnung heißt nur, sich durch diese ständig hereinbrechenden Verhängnisse nicht verwirrt und mutlos machen zu lassen, sondern: „Wenn all das beginnt, dann richtet euch auf und faßt Mut; denn eure Erlösung ist nahe!" (Luk 21, 28).

Daß das Chistentum demnach keine die Geschichte festlegenden Prophezeiungen enthält, scheint mir keinesfalls ein bedauerlicher Mangel zu sein, sondern eher ein wichtiges Merkmal seines rechten Geschichtsverständnisses darzustellen. Wer immer nämlich vorgibt, den Verlauf des Wegs eindeutig zu kennen, den die Geschichte zwangsläufig nehmen muß, der verfehlt den Menschen und sein Wirken in der Geschichte entscheidend, vor allem wenn er dann noch das, worauf diese Geschichte hinausläuft, dem Menschen als Ziel vorsetzen möchte.

B. Falsches Geschichtsverständnis

Mindestens vierfach wird eine solche Theorie dem Menschen nicht gerecht.

Zunächst würdigt sie seine Freiheit herunter, da sie ihr keinen bestimmenden Einfluß auf die Geschichte einräumt; die läuft ja vorausberechenbar ab, mag der Mensch tun, was er will. Im Grunde sind derartige Weltanschauungen, mögen

sie sich noch so revolutionär gebärden, rettungslos verspießert und reaktionär. Denn wirklich Neues, was nicht in die festen Bahnen der stur sich abspulenden Geschichte passen würde, hat in ihnen keinen Platz.

Zweitens wird in derartigen Auffassungen der Mensch vertröstet. Was jetzt ist, gilt ja bloß als Übergang für das endgültige Ziel, das noch aussteht. Natürlich war ein Mensch des Mittelalters oder gar der Steinzeit demnach bedauerlich weit von diesem Ziel entfernt; sein Leben ist vernachlässigbar, wenn es nicht diesem Strom der Geschichte ein wenig weiterhalf. Die „Randexistenzen" haben in dieser Sicht keinen rechten Sinn. Bert Brecht hat ein Gedicht geschrieben, das heißt: „Fragen eines lesenden Arbeiters" und diese Fragen gehen so: „Wer baute das siebentorige Theben? In den Büchern stehen die Namen von Königen. Haben die Könige Felsbrocken herbeigeschleppt? Und das mehrmals zerstörte Babylon – wer baute es so viele Male auf? . . . Der junge Alexander eroberte Indien. Er allein? . . . Alle zehn Jahre ein großer Mann. Wer bezahlt die Spesen? So viele Berichte. So viele Fragen." Man könnte aber noch hinzufügen: Und unendlich viel mehr, wovon nichts berichtet ist. Wozu lebten die alle, die spurlos verschwunden sind? Weitergedacht ist dieses Gedicht gegen jede Ideologie, die den Menschen für irgendetwas existieren läßt, was in der Geschichte heraufkommt (und mit der Geschichte untergeht). Wer dir jetzt Entbehrungen abpressen will und Mühen, damit es in künftigen Zeiten besser geht – und nicht einmal *dir* besser geht –, das ist ein gewissenloser Opiumhändler, er verkauft Drogen fürs Volk, um es zugleich einzuschläfern, damit es die eigenen Interessen nicht wach wahrnimmt, und es aufzuputschen, damit es für irgendeine Ideologie front. Jag ihn zum Teufel! Er nimmt dich nicht ernst.

Denn – das ist der dritte Fehler – in derartigen Auffassungen wird der Mensch nur als Mittel behandelt, der dazu herhalten soll, eine künftige geschichtliche Epoche heraufführen zu helfen. Der Mensch aber muß selbst Ziel sein, nie nur Mittel, sonst wird er als Sache gebraucht und nicht als Per-

son gewürdigt. Jeder Mensch, zu welcher geschichtlichen Zeit er auch leben mag, trägt sein Ziel und den Sinn seiner Existenz in sich selbst – und das hängt nicht davon ab, was kommen wird – irgendwann.

Viertens aber macht jede Theorie, die den Menschen für ein Ziel in der Geschichte bestimmt sehen will, den Menschen zu einem Rädchen in einer Maschine, die sich im wahren Sinn des Wortes totläuft. Mit höchster Wahrscheinlichkeit endet doch die Geschichte der Menschheit irgendwann. Aber selbst wenn sie unaufhörlich weiterliefe, bliebe sie ein endlos vorübergehendes zielloses Getriebe – es sei denn, sie habe selbst einen außergeschichtlichen Sinn. Wer den leugnet, erklärt auch das Leben des einzelnen und sein Mühen, gerade wenn es auf die Geschichte ausgerichtet ist, zum Unsinn.

Außerdem – und das ist nun eine zusätzliche Überlegung – wird hier der Erfolg eines Menschen zum entscheidenden Faktor. Wer in seinem Bemühen scheitert, wem es nicht gelingt, in dieser Welt ein gewünschtes Ergebnis zu bringen, der ist ein Versager wirklich „auf der ganzen Linie", denn über die Linie der Geschichte hinaus gibt es für diese eindimensionale Sicht nichts. Dem Armen, dem Behinderten, dem Erfolglosen – aus welchen Umständen auch immer – bleibt kein Trost; er wird zum überflüssigen Abfall gestempelt.

Ganz abgesehen davon, daß hier zudem der Maßstab fehlt, an dem gemessen werden könnte, was denn eigentlich als Erfolg zu gelten hat (ist es der Reichtum, die Karriere, das behagliche Leben, die Beseitigung von Ungleichheit oder was? Und warum das eine und das andere nicht?), wird dort, wo die Lebensaufgabe des Menschen darin aufgeht, eine bestimmte geschichtliche Situation herstellen zu helfen, mit dieser idealen Zukunft auch ein Lohn verheißen, der das jetzige Bemühen anstacheln soll. Ein Versuch, das menschliche Verhalten auf Lohn und Strafe aufzubauen, ähnelt jedoch nicht nur äußerlich der Dressur von Tieren. Und daß in einer fragwürdigen Selbstlosigkeit der Lohn nicht einmal

dem in Aussicht gestellt wird, der sich müht, sondern irgendwelchen kommenden Generationen, macht ein solches Unternehmen eher noch angreifbarer, das mit einer paradiesischen Zukunft winkt.

Ob dann eine goldene Zukunft als das Ergebnis jetziger Bemühungen verheißen oder eine katastrophale als Folge gegenwärtigen Versagens angedroht wird, in beiden Fällen funktioniert das in Aussicht gestellte als Lohn oder Strafe, die wie nichts anderes das menschliche Handeln zu motivieren scheinen. So selbstverständlich uns diese Verknüpfung vorkommen mag, mit der wir unser Tun und Planen abhängig machen von dem erwarteten Erfolg – oder der befürchteten Strafe, als die wir auch das Scheitern unseres Bemühens empfinden –, so fraglich muß sie doch bleiben. Lohn oder Strafe, Gelingen oder Mißlingen allein können nämlich nicht den Ausschlag geben dafür, ob das, was wir tun oder unterlassen oder vorhaben, verantwortet werden kann. Das ist kaum irgendwo prägnanter ausgedrückt als in dem Vierzeiler von Theodor Storm:

„Der eine fragt: Was kommt danach?
Der andere fragt nur: Ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht."

Gewiß muß ich die Folgen dessen bedenken, was ich tue, wenn ich verantwortlich handeln will. Es ist zu fragen: „Wann sind die Folgen gut? Welche Konsequenzen, die sich unvermeidlich mit meinem Handeln verknüpfen, darf ich in Kauf nehmen und welche nicht?" Und die Antwort auf diese Fragen kann nicht immer weiter hinausgeschoben werden mit der Forderung, man müsse auch noch die Folgen dieser Folgen bedenken und so fort. Wenn ich nämlich nirgendwo angeben könnte, was in sich gut oder aber unverantwortbar ist, könnte ich auch keine Folgen danach beurteilen, ob sie vertretbar sind oder nicht.

Damit erhält nun aber auch die Frage, worauf letzten Endes alles hinauslaufe, ein anderes Gewicht. Sie entscheidet nämlich nicht darüber, was jetzt zu tun ist. Sie läßt nur manches

Tun als letztlich unsinnig erscheinen. Was immer ich nämlich mit diesem „alles" meine in der Formel „worauf alles hinausläuft" – mein ganzes Leben oder sogar die Weltgeschichte insgesamt –, das, worauf es letzten Endes hintreibt, scheint in jedem Fall Untergang zu sein; das Leben endet im Tod und die Weltgeschichte in einem vermutlich noch fernen, aber sicheren Ende des gesamten irdischen Lebens oder sogar der uns bekannten Weltsysteme. Gegen diese Bestimmung zum Untergang richtet unser Handeln nichts Umwerfendes aus. Deshalb erweist sich von diesem Ende her noch einmal alles Tun, das seinen gesamten Sinn aus dieser vergänglichen Welt bezöge, zuletzt als unsinnig.

C. Das letzte Ziel

Was das Christentum von den „Letzten Dingen" lehrt, ist daher keineswegs belanglos dafür, wie wir uns zu allem, was in der Welt geschieht, zur Geschichte in diesem umfassenden Sinn, zu stellen haben, obwohl – oder vielmehr gerade weil diese „Letzten Dinge" selbst nicht zur Geschichte gehören.

Zum einen braucht der Mensch, um verantwortlich handeln zu können, einen absoluten Bezugspunkt, an dem er sich zu orientieren vermag; wenn nämlich alles nur relativ und vorläufig, also auch vergänglich und nichts endgültig wäre, bliebe auch alles beliebig und zuletzt gleichgültig. Wenn aber ein solcher Punkt in der Geschichte angesetzt wird – sei es ein Ereignis, eine bestimmte geschichtliche Epoche oder ein Zustand in der Welt –, wenn derartiges als absolut angenommen wird, dann müßte es unter allen Bedingungen angestrebt werden; alles andere wäre ja dazu nur relativ. Das aber führt unausweichlich zu Fanatismus und Unmenschlichkeit; denn „unter allen Bedingungen" hieße ja dann auch unter unmenschlichen und menschenwidrigen. Zwischen Fanatismus und blasierter Gleichgültigkeit, beides gleich unverantwortlich, führt also nur ein Weg, der zwar etwas

Absolutes annimmt, dies aber nicht in der Welt sucht, es nicht als etwas begreift, das es erst herzustellen oder herbeizuführen gälte (sonst wäre – um dieses absolute Ziel zu erreichen – eben jedes Mittel recht). Eben auf diesen Weg weist nun die christliche Lehre von den „Letzten Dingen" hin, die zwar etwas „Letztes", Endgültiges darstellen, jedoch keine Epoche oder sonst etwas in dieser Welt, keinen Abschnitt unseres irdischen Lebens.

Sie sind also auch nicht einfach etwas Zukünftiges. Wie im Folgenden angedeutet werden soll, durchherrschen sie vielmehr die Gegenwart. Was Himmel, Hölle, Fegfeuer, Gericht besagen, das vollzieht sich schon immer mitten unter uns, und auch der Tod schließt nur das alltägliche Sterben ab; was noch aussteht, ist allein die völlige Offenlegung dessen, was jetzt geschieht, und seine unwiderrufliche Endgültigkeit.

Die Geschichte wird also dadurch, daß hier das Ziel des Menschen nicht in ihr angesiedelt wird, keineswegs entwertet und verharmlost. Der Mensch wird nicht von der Geschichte, sondern zu ihr befreit. Er verwirklicht nämlich seine endgültige Bestimmung nur, indem er mit diesem „Material", das die Geschichte für ihn darstellt und ihm anbietet, richtig umgeht, es richtig, und das heißt „menschengerecht" gestaltet. Der Mensch ist nicht für die Geschichte da, sondern sie für den Menschen, wenn man schon beides – was fraglich bleibt – unterscheidet: nur im Menschen, und das heißt in jedem einzelnen von den Anfängen der Menschheit an, kommt die Geschichte zu ihrem Ziel.

Die christliche Sicht der Geschichte ist also weder unbegründet optimistisch, da sie an kein irgendwann anbrechendes paradiesisches Zeitalter glaubt, an einen ständigen Fortschritt zu größerer, sozusagen durch die äußeren Umstände herbeigeführter Menschlichkeit; noch ist sie pessimistisch, als ob es eine umgekehrte Entwicklung zu immer größerer Entfremdung geben müsse. Vielmehr betrachtet das Christentum die Geschichte, also all das, was sich da unter

menschlicher Anstrengung vielfältig in der Politik, der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Technik, Wissenschaft und Kultut weiterentwickelt, als immer neue Aufgabe, die dem jeweils in seiner Gegenwart lebenden Menschen gestellt ist; die ist weder erheblich schwieriger noch merklich leichter als zu anderen Zeiten; und vor allem sind die Menschen selbst nicht aufzeigbar besser oder schlechter als sonstwann. Und diese Sicht scheint mir, blickt man auf die Geschichte zurück, sehr realistisch. Wir wissen mehr als früher – aber sind wir deshalb weiser? Wir können mehr als in vergangenen Zeiten – aber handeln wir deshalb verantwortlicher? Wir sind etlichen Zwängen entronnen, denen einst die Menschen unterworfen waren – aber sind wir deswegen freier?

Aber – so meldet sich ein Protest – das ist doch schwärzester Pessimismus, wenn Sie im Entscheidenden jeden Fortschritt leugnen. Dieser Protest geht unvermerkt noch einmal davon aus, daß ein nachweisbarer Erfolg in der Geschichte allein zähle. Von diesem Standpunkt aus bleibt wohl bei realistischer Sehweise in der Tat nur ein finsterer, ja verzweifelter Pessimismus übrig, wenn man die Geschichte betrachtet (oder man muß sie durch irgendwelche ideologischen Gläser verzerrt anschauen). So sehr wir diesen Erfolg ehrlich und ohne Ausrede anstreben müssen, der darin bestünde, daß die Welt menschenwürdiger gestaltet würde, und die Menschen ihrer Würde gemäßer lebten, entscheidend ist doch nicht dieser Erfolg, sondern das kluge und unablässige Bemühen. Der Mythos des Sisyphus, der unermüdlich, aber ohne greifbares Ergebnis den Felsen einen Berg emporwälzt, der ihm dann immer wieder entgleitet, ein Mythos, der das Lebensgefühl des modernen Menschen kennzeichnen soll, erweist sich so als unvermutet christlich.

Aber wird so die Geschichte nicht doch von jeder Hoffnung entleert und im ganzen unsinnig. In der Tat scheint mir die Geschichte in ihren Einzelereignissen wie als ganze ohne Sinn, wenn ich den nur innerhalb ihrer selbst suche. Sie ist jedoch nicht nur das „Material", an dem sich der Mensch bewähren muß und in dem er sein endgültiges Schicksal mitgestaltet, das er aber dann als Abfall hinter sich lassen und abstreifen könnte. Weil die Ewigkeit nämlich nicht eine zukünftige Zeit ist, sondern ein „stehendes Jetzt" über aller Zeit, vergeht auch die Geschichte, insoweit sich in ihr etwas ereignet, was auf die Ewigkeit bezogen ist, nie ganz ins Nichts. Christlich gesehen aber ist alles, was aus Nächstenliebe geschieht, in der sich allein die Liebe zu Gott ausdrükken kann, endgültig in der Ewigkeit aufgehoben.

Zugleich wirkt darin Christus, der sich in allen, die wahrhaft lieben, verwirklicht in einer Gemeinschaft, die im Neuen Testament als sein Leib bezeichnet wird. In seiner Übergeschichtlichkeit ist er das Ziel der Geschichte. Das ist nach dem Epheserbrief der „ewige Plan", den Gott in Christus ausgeführt hat. Der Sinn der Geschichte liegt danach darin, daß sie durch die Zeiten hindurch und in der reichen Vielfalt, die sei heraufführen, dieser Leib Christi, die mit Christus verbundene Gemeinschaft der selbstlos Liebenden, in umfassender Mannigfaltigkeit dargestellt wird: „So sollen wir alle zur Einheit im Glauben und der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangen, damit wir Christus in seiner voll verwirklichten Gestalt darstellen . . . Wir wollen uns, von der Liebe geleitet, an die Wahrheit halten und so das All in ihn hinein wachsen lassen, in ihn, der das Haupt ist, Christus. Durch ihn wird der ganze Leib zusammengefügt und gefestigt durch die einzelnen Gelenke; jedes trägt mit der ihm zugemessenen Kraft bei, damit der Leib wächst und sich aufbaut in Liebe." (Eph 4, 13, 15f)

II. GEGEN DEN TOD

Der Titel dieses zweiten Teiles „Dem Tod entgegen", ist bewußt doppeldeutig. Einmal drückt er aus, daß unser Leben auf den Tod zuläuft. Zum andern aber soll er auch anzeigen, daß wir dem Tod entgegengestellt sind, daß er unser Gegner und nicht unser Freund ist. Das ist nicht selbstverständlich. Gibt es nicht Leute, die den Tod als Erlöser von ihren Qualen herbeisehnen, gibt es nicht alte, „lebenssatte" Menschen, wie die Schrift sagt, die ihn gelassen begrüßen, wenn er endlich kommt, gibt es nicht Selbstmörder, die ihn in ihrer Verzweiflung selbst herbeiführen? Allen scheint er also nicht als Feind zu gelten. Andere versuchen wenigstens, ihn zu verharmlosen. Das fing im Altertum an, wo Seneca lehrte, der Tod sei weder gut noch schlecht, denn er sei selber nichts und verwandle in nichts, gebe uns also keinem Schicksal preis, da er uns nur vernichte. Als stärkster Trost über das unvermeidliche Ende wird dem einzelnen gelten, daß er nicht nur in seinen Kindern, sondern auch in seiner Arbeit fortwirkt: daß andere Menschen auf dem aufbauen, woran er mitgewirkt, was er mitgeschaffen hat. Wo er nicht ans Ziel gelangte, werden andere das Begonnene fortsetzen." (J. Kahl) Und selbst von christlicher Seite begegnet man bisweilen der Mahnung, man solle den Tod nicht hartnäckig ablehnen, sondern sich so darauf vorbereiten, daß man ihn ergeben zu erwarten vermag.

Wie immer diese Theorien eingekleidet sein mögen, die den Tod nicht mit Entschiedenheit zu verabscheuen auffordern, ich kreide es ihnen an, daß es ihnen an Liebe zur Welt und den Menschen mangelt. Das muß nicht Schuld sein, ein Nachteil ist es allemal.

Der Tod entreißt uns die Welt und alle Menschen, die wir gern haben. Er zerstört alles, woran wir uns hier ergötzen, läßt uns alles verlieren an den Dingen dieser Erde, an denen uns lag. Es gibt außer der Schuld kein radikaleres Übel als ihn. Wie sollten wir ihn nicht hassen?

Man wird gegen diese Forderung wohl zweierlei einwenden.

Einmal wird man auf jene Menschen hinweisen, denen schon alles genommen ist, die Freunde weggestorben, die Gesundheit ruiniert, die Arbeit aufgegeben: woran sollten sie noch hängen. Wenigstens die also könnten doch den Tod schätzen – oder? Sie könnten das, wenn sie nur ihr eigenes Sterben im Auge haben. Aber der Tod tritt ja nicht erst in diesem letzten Augenblick des Lebens an uns heran. Er ist es doch, der Freunde und Verwandte von uns getrennt hat, der bereits im Absterben unserer Zellen in uns wühlt, der im Altern Schritt für Schritt Boden in uns gewinnt und sogar die Fähigkeit zu lebhafter Freude in uns allmählich absterben läßt.

Man wird ferner meinen, es sei nicht sehr klug, sich gegen das Unvermeidliche zu stemmen – und nichts ist unvermeidlicher als der Tod. Dagegen glaube ich, daß man sich gegen einen Tyrannen auch dann zu wehren hat, wenn der Widerstand aussichtslos erscheint. Und wer schließlich mahnt, doch zumindest der Christ müsse sich in Gottes Fügung schicken, dem kann ich nicht nur mit dem Buch der Weisheit antworten: „Gott hat den Tod nicht gemacht, und hat keine Freude am Untergang der Lebenden!" Ich kann vor allem auf das Beispiel Christi verweisen. Den packte, wie die Schrift sagt, der Zorn, als er mit dem Tod seines Freundes Lazarus konfrontiert wurde, und er wehrte sich bis zum Blutschweiß gegen seinen eigenen Tod. Auch wenn er den Willen seines Vaters über den eigenen am Leben hängenden setzte, ging er dann nicht in gelassener Unberührtheit in den Tod, sondern er hat ihn erlitten – wohl schmerzlicher als sonst einer, nicht weil er mehr körperliche Quälereien zu erdulden hatte, sondern weil er die Welt mehr liebte von den Lilien auf dem Feld bis zu den Mauern Jerusalems, über deren künftige Zerstörung er weinte. Eben deshalb verheißt der erste Korintherbrief: „Der letzte Feind, den er entmachten wird, ist der Tod" (15, 26). Und der Satz aus dem Buch der Sprichwörter „Alle, die mich hassen, lieben den Tod" gilt auch in seiner Umkehrung: „Alle, die Gott lieben, hassen den Tod!"

III. DER TOD ALS LEBENSAUFGABE

> „Keiner von unns lebt sich selbst, und keiner stirbt sich selbst: leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Ob wir leben oder ob wir sterben, wir gehören dem Herrn. Denn Christus ist gestorben und lebendig geworden, um Herr zu sein über Tote und Lebende." (Röm 14, 7–9)

A. Der unbewältigbare Tod

Unaufhaltsam leben wir dem Tod entgegen. In ihm enden wir alle, ausnahmslos; jeder einzelne von uns; alle Menschen, die wir lieben, die uns gleichgültig sind und die wir nicht mögen. Alle Menschen müssen sterben. Das ist ein Satz der Erfahrung und ein Satz des Glaubens. „Alle trifft ja ein Los, den Gerechten wie den Frevler, den Guten, den Reinen, wie den Unreinen, den Opfernden und den, der nicht opfert. Dem Guten ergeht es wie dem Sünder, dem, der schwört, wie dem, der den Schwur scheut. Das ist das Schlimme bei allem, was getan wurde unter der Sonne, daß alle dann dasselbe Geschick trifft; überdies wächst im Herzen des Menschen die Lust am Bösen und Verblendung erfaßt ihren Geist und dann – zu den Toten!" So wird diese unausweichliche Bestimmung aller im Buch „Kohelet" geschildert. Alle Menschen müssen sterben. An diesem Satz zu glauben, das dürfte – so scheint es – keinem Menschen schwerfallen. Zu unmißverständlich spricht hier die lückenlose Erfahrung. Alle Menschen, seien sie Atheisten, Skeptiker oder Anhänger einer beliebigen Ideologie: an diesem Satz kommen sie nicht vorbei. Und es gibt auch kaum Überlegungen, die ihn bezweifeln.

Aber wird er deshalb geglaubt? Das eben bezweifle ich. Wieso? Weil „glauben", so wie es hier gemeint ist, nicht einfach darin besteht, daß ich eine Aussage hingehen lasse, ohne ihr in meinem Denken zu widersprechen. Es gibt gewiß die alltägliche Verwendung des Wortes „glauben", in

der es nicht mehr besagt als „vermuten", etwa wenn ich sage: „Ich glaube, es wird bald regnen." Aber sehen wir von diesem Gebrauch einmal ab. Er steht ja kaum im Blick, wenn davon geredet wird, daß alle Menschen sterben müssen. Das vermuten wir doch gewiß nicht nur. Hier bedeutet glauben so viel wie „unerschütterlich von etwas überzeugt sein". Vor allem wenn es um Glauben im religiösen Sinn geht, steht diese Bedeutung mit im Vordergrund.

Glauben heißt dann: etwas so akzeptieren, daß ich mich danach richte, daß es etwas für mein Leben ausmacht. Und wenn ich nun frage, wer glaubt diesen Satz „Alle Menschen müssen sterben" so, daß dieser Glaube in seinem Leben kenntlich wird? Ich fürchte, dann muß man antworten: „Nicht sehr viele!"

Der Tod wird verdrängt

Das zeigt sich schon daran, daß der Tod wohl das meistverdrängte Thema unserer Zeit ist. Und diese Verdrängung fällt uns heute leichter als früher. Heute kann man leichter über andere Dinge reden, die früher einmal tabu waren, etwa über Sexuelles. Dagegen ist es heute peinlich, über den Tod zu reden, jedenfalls so, daß er einen der Gesprächspartner beträfe. Das gälte als unanständig. Das gehört sich nicht. Es ist ein Tabu heute, ähnlich wie früher die Sexualsphäre. Das ist deutlich zu sehen in manchen Krankenhäusern. Wenn da auf einer normalen Station einer zum Sterben kommt, dann wird er aus dem Krankenzimmer herausgeholt und kommt in einen separaten Raum; und wenn er dann tot ist, wird auf den Gang geschaut, ob gerade niemand da ist, der Aufzug geholt, die Türen blockiert; und dann in einem Husch, damit ja niemand den Toten sieht, wird er abtransportiert in den Leichenraum, als dürfte nicht gestorben werden. Der Tod wird verdrängt, hinausgedrängt. Und in der Familie kommt der Tod heute kaum mehr vor. Freilich, manchmal bekommen wir ihn frei Haus geliefert. Aber dann als Wohnzimmerunterhaltung, im Fernsehen. Das ist jedoch noch einmal eine andere Art von Verdrängung. Da wird der Tod zur

Unterhaltung. Der Ernst des Todes wird so gerade überspielt. Die Gedanken daran werden abgestumpft. Er ist etwas, was mich nicht mehr betrifft. Ich bin nur Zuschauer, selbst nicht betroffen.

Fragen wir uns nur einmal: Wie ist es in unserem eigenen Leben? Wie haben wir es da mit dem Tod? Möchten wir ihn nicht auch verdrängen? Ich habe noch kürzlich mit einem älteren Mann geredet, der sagte: „In Krankenhäuser und auf Friedhöfe gehe ich nicht, wenn ich nicht muß. Da komme ich noch früh genug hin." Derartiges hält man aus seinem Bewußtsein heraus. Selbst wenn man weiß, daß alle Menschen sterben, dann doch so, wie jene Frau, die zu ihrem Mann sagte: „Wenn einer von uns beiden stirbt, ziehe ich aufs Land." Sterben, das trifft die anderen. Uns höchstens irgendwann, ganz ferne, so, daß es nicht zur Kenntnis genommen werden muß, nicht auf unser Leben sich auswirkt.

Und wenn man fragt: „Wie würden Sie denn gern sterben?", dann heißt die Antwort meist: „Kurz und schmerzlos!", so daß man nicht viel davon merkt; der Tod darf nicht irgendwo in unser Leben hineinragen, sondern soll ganz am Rande außen bleiben, daß man keine Gedanken an ihn verschwenden muß; dabei sind nicht etwa die Schmerzen entscheidend, vor denen man Angst hätte, sondern das Vorauswissen. Deshalb sagt man auch einem unheilbar Kranken nicht – oder zögert doch sehr –, wie es um ihn steht, worauf es hinausläuft. Und in einem gewissen Sinn sind wir alle unheilbar krank. Leben ist Krankheit zum Tod, könnte man pessimistisch sagen. Das aber möchten wir nicht zur Kenntnis nehmen; wir hielten es vielleicht nicht aus, könnten jedenfalls nicht gelassen oder gar froh weiter wirken. Das zeigt sich sogar bis in die Liturgie hinein. Wir feiern keine schwarzen Totenmessen mehr; man zieht vor, sie in Violett zu feiern. Das ist nicht mehr so trüb und ernst, ein wenig gemildert. Gewiß gibt es dafür vernünftige Gründe. Die Schrift sagt bereits: „Trauert nicht wie die, die keine Hoffnung haben!" Und so ist christliche Trauer nicht bodenlos,

hoffnungsleer. Aber unter diesem richtigen Gedanken geht doch eine andere Überlegung ein wenig unter, daß nämlich auch für den Christen der Tod schmerzlich, ja entsetzlich bleibt.

So fragen wir nun: Warum ist es eigentlich so, daß wir nicht an den Satz glauben: „Alle Menschen müssen sterben, gerade auch ich!", sondern ihn umformulieren: „Alle Menschen müssen sterben, irgendwann einmal wohl auch ich!"? Was ist der Grund dafür? Zunächst der: der Tod bleibt uns nicht in den Händen. Wir können ihn nicht fassen, nicht einmal mit unserem Denken. Wir bewältigen ihn nicht. Wieso denn? Auf dreifache Weise entgeht er uns, er ist todsicher und unberechenbar. Er ist ausschlaggebend und nicht lernbar. Er ist hilfsbedürftigste Situation und niemand kann Hilfe leisten.

Todsichere Zukunft

Er ist *todsicher*. In diesem Wort ist bereits menschenalte Erfahrung gespeichert: so sicher wie der Tod. Nichts ist gewisser. Das scheint noch nicht beängstigend. Menschen würden ja gerne Sicherheit haben für die Zukunft. Sie geben viel Geld dafür aus, auf alle mögliche obskure Weise, bei Astrologen und Kartenschlägern, oder seriöser, bei Prognoseinstituten, etwas über die Zukunft zu erfahren. Es gibt auch fromme Versicherungen über die Zukunft: „Wehe, wenn ihr das und das weiter tun werdet, dann wird jenes Strafgericht vom Himmel kommen. Wenn ihr hingegen jenes fromme Werk verrichtet, werdet ihr verschont." Auch die wollen Zukunft angeben. Ich kann beiden sagen – den Abergläubischen und den Frommen, die auch an die Grenze des Aberglaubens geraten – ich kann beiden helfen, ich kann beiden unfehlbar und kostenlos ihre Zukunft voraussagen: Sie werden sterben! Sichere Zukunft, todsichere Zukunft! Und auch denen mit dem Strafgericht kann ich sagen: Es wird kommen, ob sie fünf Rosenkränze beten oder keinen. Dieses Strafgericht wird sie treffen und ihre Kinder, ausnahmslos alle, Gute wie Böse. Sie werden sterben, todsicher.

Und doch, bei all dieser Sicherheit, der Tod läßt sich nicht planen. Wir können unseren nächsten Urlaub planen, wir können unsere nächste Beförderung ausrechnen, wir können den Beruf unserer Kinder vorausplanen. Der Tod hingegen läßt sich nicht planen. Er ist uns entzogen. „Wer von euch kann seinem Leben auch nur eine Spanne hinzufügen?", heißt es in der Schrift. Und der Satz ist wahr über alle medizinischen Fortschritte hinweg. Gewiß, wir können Pillen schlucken, wir können unsere Gesundheit pflegen, wir können sogar Beatmungsapparate anstellen, um den Tod hinauszuzögern. Aber wer von Ihnen kann mir in die Hand versprechen, feierlich, daß er morgen noch lebt? Wer? Der Tod ist unberechenbar. Wir können unsere Schutzdämme dagegen bauen, noch so hoch, noch so fest, sie werden einstürzen. Der Tod geht darüber hin, durch alle Mauern. Er zerstört auch alle unsere anderen Pläne – so sehr, daß wir hilflos wären, wenn wir anfangen wollten, ihn hineinzuholen. Wir dürften nicht sagen: „Nächstes Jahr mache ich Urlaub", sondern müßten jeweils hinzufügen: „wenn ich noch lebe." Jakobus mahnt in seinem Brief die Christen: „Sagt nicht einfach, morgen werde ich das oder das tun, sondern fügt hinzu, wenn ich morgen noch lebe." Wir planen weiter, und den Faktor Tod streichen wir aus allen Berechnungen, weil er sie alle stören würde, ungültig machen würde. Es ist so, wie wenn man mit Null rechnet; wenn man eine Klammer in einer Gleichung hat und ihren Inhalt nicht kennt, darf man dadurch nicht kürzen, er könnte Null sein und würde die ganze Rechnung ruinieren. Eine solche Null ist der Tod in unseren Lebensrechnungen. Er macht jede Gleichung falsch. Deshalb lassen wir ihn draußen. Wir wollen ihn nicht wahrhaben, können ihn nicht wahrhaben, so sicher er auch sei. Es gibt genügend Leute – ihrer selbst sicher –, die behaupten: „Ich glaube nicht an ein Weiterleben nach dem Tod!" Ich würde sie gerne zurückfragen: „Glauben Sie denn an den Tod?" Ich habe nämlich den starken Verdacht, daß sie das nicht tun. Wie könnten sie sonst ohne Verzweiflung leben? Ein Gedicht wundert sich darüber:

„Ich komm', weiß nit woher,
ich bin und weiß nit wer,
ich leb', weiß nit wie lang,
ich sterb', weiß nit wohin:
Mich wundert's, daß ich fröhlich bin."

Hans Thoma hat es ergänzt:

„Da mir mein Sein so unbekannt
geb ich es ganz in Gottes Hand, –
die führt es wohl, so her wie hin:
Mich wundert's, wenn ich noch traurig bin."

Wer jedoch nur die erste Hälfte kennt und wahrhaben will, wie kann der wohlgemut leben und fröhlich sein. Wenn er nach seiner Meinung blind in eine dunkle Zukunft hinausläuft und sich dann noch lustig gibt, scheint mir das eher ein schwachsinniges Vor-sich-hin-Grinsen als vernünftig gegründete Fröhlichkeit. So etwas wäre doch eher ein Zeichen von Idiotie, die den Ernst der Lage, den Ernst des menschlichen Lebens nicht begriffen hat und der wohl die Drohung gilt: „Wehe euch, wenn ihr jetzt lacht; denn ihr werdet klagen und weinen." (Lk 6, 25)

Es gibt kein zweites Mal

Nun zum zweiten. Der Tod ist todsicher, und er ist *entscheidend;* denn über den Wert einer Sache, den Sinn eines Prozesses entscheidet ihr Ende, und der Tod ist nun einmal das Ende des Lebens. Wenn ein Sportler jahrelang trainiert hätte für die Olympiade, auf dieses Ziel hin, er dann in diesem Moment scheitert und vielleicht nicht in die Endentscheidung kommt, dann war doch alles Plagen und Trainieren auf dies Ziel hin umsonst. Es hat sich nicht gelohnt. Das Ziel, das Ende, worauf alles hinauslief, wurde nicht erreicht. Und auf den Tod läuft nun einmal das Leben hinaus. Der Tod ist ausschlaggebend. Es ist entscheidend, ob wir am Ende sagen können über unser Leben, es war doch – im Rückblick wenigstens – sinnvoll. Und wir können den Tod doch nicht lernen. Es wäre ja so wichtig. Aber man stirbt nur einmal. Normalerweise lernt man, indem man etwas probehalber

tut. Und wenn ein Prüfung danebengeht im Leben, kann man sie meist wiederholen. Man kann es beim zweiten Mal besser machen. Beim Tod gibt es kein zweites Mal. Ein Theaterstück kann man durchproben; wenn etwas danebengeht, kann man es korrigieren, verbessern. Die Chance, den Tod zu wiederholen, wenn er danebengegangen ist, haben wir nicht. Wir können nicht aus gemachten Fehlern lernen. Ein zweites Mal gibt es nicht. Bert Brecht hat gesagt, wer nicht sterben kann, stirbt auch. Wer es nicht gelernt hätte, auch der muß sterben.

Im Tod ist jeder allein

Weiter ist der Tod die *hilfsbedürftigste* Situation, in die ein Mensch geraten kann. Wo wäre ein Mensch mehr ausgeliefert, als im Sterben? Da treten Mächte an ihn heran, gegen die er nichts mehr vermag, denen er ohnmächtig ausgeliefert ist. Mit all seiner Intelligenz und Tüchtigkeit, mit all seinen Rüstungen: sie stützen ihn nicht mehr. Der Tod dringt durch, ihm ist er preisgegeben. Man bräuchte Hilfe, doch niemand kann sie gewähren. Man kann gewiß einem Sterbenden beistehen. Aber es ist doch meist ein hilfloses Dabeistehen. Man kann Trost zusprechen – ihm helfen, im vollen Sinn, kann man nicht. Ein Kind kann nicht seine Mutter am Rockzipfel nehmen und sagen: „Hilf mir, ich kann nicht sterben, stirb du für mich!" Ein Mann kann nicht seine Frau am Arm nehmen und sagen: „Laß mich einmal machen, das kann ich besser!" Im Sterben ist jeder allein, er muß seinen eigenen Tod selbst sterben, da gibt es keine Stellvertretung. Jeder muß selbst durch diese Tür. Und diese hilfsbedürftigste Situation ohne Hilfe ist heute noch einmal erschwert, weil man die Hilfe oft nur darin sieht, den Sterbenden unter ein Sauerstoffzelt zu stecken, an Apparate anzuschließen; um seine Verlassenheit, um sein Sterben kümmert sich kaum noch jemand. Da steht keine Familie mehr am Sterbebett und nimmt Abschied, da hilft man ihm oder meint ihm zu helfen, indem man ihm das Hinüberdämmern noch dämmriger macht, ihn noch eine Zeitlang ohne Bewußtsein am

Schnaufen erhält. Eine Hilfe beim Sterben ist das nicht. Das zusammengenommen, die Unberechenbarkeit bei aller Sicherheit des Todes, die uns überfordernde Einmaligkeit und diese Hilflosigkeit, die auch die Hilfsbereiten noch einmal hilfloser macht, das alles macht es erklärlich, daß wir den Tod verdrängen. Denn womit wir nicht zurande kommen, eine ausweglose Situation, die versuchen wir zum Teil dadurch zu bewältigen, daß wir hinwegsehen, um sie herumgehen, nicht hindurch wollen. Und noch im letzten: durch den Tod müssen wir. Da bleibt kein Umweg. Wir würden ja doch an der Wahrheit vorbeigehen, wenn wir meinten, am Tod vorbeizukommen.

B. Der Tod, das Maß aller Dinge

Man hat gesagt, und mir scheint mit Recht, der Tod sei das Maß aller Dinge, jedenfalls aller auf dieser Erde sich abspielenden. Und wenn Sie ein Maß haben und das Ende wegschneiden, weil es ihnen etwa nicht paßt, und Sie messen dann damit mit dem verkürzten, verfälschten, dann wird alles Messen verkehrt. So wird das Leben und das Beurteilen der Dinge in dieser Welt verkehrt, wenn Sie das Ende weggeschnitten hätten. Würden wir nach diesem Maß bauen käme ein krummes, verzogenes Gebäude heraus.

Brüchige Ideologien

Und so sehen die Lebensentwürfe nicht weniger Menschen, ja die Lebenspläne ganzer Ideologien krumm und schief aus, weil sie den Tod weggeschnitten haben. Gerade für die Ideologien ist der Tod der Prüfstein, an dem sie zerschellen wie brüchiges Glas. Wenn einer sagt, er wolle Gleichheit, er wird sie haben. Der Tod macht alle gleich. Eine alte Grabinschrift sagt: „Gott ist wahrhaftig und gerecht. Hier ruht der Herr und auch sein Knecht. Nun, ihr Weltweisen tretet herbei und sagt, wer Herr und wer Knecht sei." Man gehe doch einmal in ein Beinhaus, wo die Knochen und Schädel gesta-

pelt sind, und versuche herauszufinden, was der Schädel des glücklichsten Menschen ist und wo der des reichsten oder der des mächtigsten oder auf der anderen Seite der des erbärmlichsten, des unglücklichsten, des verbrecherischsten ist. Man wird keinen Anhaltspunkt finden. Einer sieht aus wie der andere. Der Tod macht alles gleich, und vor ihm ist alles gleich. Er kennt keine Ausnahme und keine Unterschiede.

Die Frage nach dem Tod ist ein Hammer, der alle Ideologien zerschlägt. Jemand sagt etwa: „Wir möchten die Welt ändern, verbessern." „Gut so!", wird man antworten. Aber man muß fragen: „Für wen, für den Menschen?" Und dann weiter fragen: „Und was sagst du zu dem Tod, wie hältst du's mit dem?" Und wenn die Ideologie keine Antwort darauf weiß, dann gilt sie nicht dem realen Menschen. Denn der wirkliche Mensch stirbt, zu ihm gehört der Tod. Und wer ihn wegstreicht, der hat nur ein lügnerisches Menschenbild. Und wenn die Ausflucht heißt: „Ja, wir sorgen für das Glück künftiger Generationen?" Das sind auch Menschen und die sterben auch, ausnahmslos, alle. Wenn du für deren Glück sorgst und nicht weißt, was du zum Tod sagen sollst, hast du ein Lügengebäude aufgerichtet. Vor dem eisigen Hauch des Todes fallen schwirrend alle Kartenhäuser zusammen, die derartige Wunschideologien aufbauen.

Der Tod ist Prüfstein, auch für unser eigenes Planen. Was hast du vor, was willst du in deinem Leben selbst, mit deiner Familie? Was will die Gemeinde? Was will der Staat? Wie sind seine Überlegungen und Pläne, was den Tod angeht? Stellen wir ruhig diese Fragen. Und wir werden sehen: Sterben kommt nicht nur in den privaten Plänen, Sterben kommt in den Familienplänen, Sterben kommt in der Politik nicht vor. Als ob es das nicht gäbe. Dafür ist weder Staat noch Gemeinde kompetent, niemand fühlt sich zuständig für diese Wirklichkeit. Sterben hat in unserem Weltbild keinen Platz. Der Mensch dürfte nach all diesen, unser Leben beherrschenden Vorstellungen überhaupt nicht sterben. Und er stirbt doch. Muß nicht eine Gesellschaft, die das

nicht wahrhaben will, ebenso wie eine Ideologie, die den Tod verdrängt, als verlogen bezeichnet werden? Wer nämlich die Wahrheit nicht aushält, der ist doch verlogen. Der Mensch wird in einer solchen Gesellschaft oder Ideologie gar nicht für voll genommen, wenn er bloß als Wesen, das da verdaut und atmet und herumläuft, gesehen wird, und nicht als Person, die sterben muß und verantwortlich ist für ihr Leben auf diesen Tod hin. Aber soweit reicht es nicht, und deshalb läßt man die Finger davon, um sie sich nicht daran zu verbrennen. Das macht sogar die Position fragwürdig, die sagt, Staat und Kirche müßten säuberlich auseinander gehalten werden und der Staat habe sich nicht etwa um Grundwerte zu kümmern. Kann er sich um den Menschen kümmern, wenn er sich nicht um dessen Grundwerte kümmert? Und die Werte wiederum, kann er die in den Blick bekommen, wenn er den Tod einfach ignoriert und das Sterben, das, was letzten Endes zählt? Die Menschen kommen ihm so gar nicht in den Blick, sondern bloß irgendwelche Rädchen im Apparat der Gesellschaft.

Zum Leben gehört der Tod

Der Tod entlarvt aber nicht nur Ideologien und Gesellschaften, sondern auch unser privates Dasein. In einem Bild wird es deutlich, das Shakespeare entworfen hat, wo Hamlet mit seinem Freund Horatio auf dem Friedhof steht bei den Totengräbern, die die Knochen aus dem neu zu schaufelnden Grab herauswerfen. Und er nimmt einen Schädel auf und fragt: „Ist das etwa der eines Großgrundbesitzers mit vielen Ländereien? Wieviel ist ihm denn davon geblieben? Zwei auf einen Meter, braucht er jetzt noch mehr?" Und dann erfährt er vom Totengräber, er haben den Schädel Yoricks, des Spaßmachers, seines Freundes, in den Händen. Und er betrachtet ihn und denkt nach und sagt: „Früher haben sie über dich gelacht und jetzt – über dein Grinsen, lacht niemand mehr. Und da waren deine Lippen, die mich geküßt haben und die gelacht haben und froh waren, wo sind sie, was ist übrig?" Und er wendet sich an seinen

Freund Horatio und bittet ihn, zur gnädigen Frau zu gehen, zur Königin, Hamlets Mutter, und sagt: „Geh hin in die Kammer der gnädigen Frau, mach sie lachen, und sage ihr, wenn sie auch fingerdick aufträgt, so ein Gesicht wird sie einmal bekommen." So ein Gesicht werden wir haben und wenn wir fingerdick auftragen, wenn wir meterdick auftragen, wenn wir Fassaden bauen in unserem Leben vor anderen, vor uns selbst, so werden wir einmal aussehen. Halten wir diese Wahrheit aus? Nehmen wir sie zur Kenntnis? Nicht als Schrecken gesagt, uns zu verängstigen, sondern doch als Wirklichkeit, der wir entgegengehen. Ein Sozialwissenschaftler hat auf die Frage von Zukunftsplanern, wie er sich langfristig die Entwicklung vorstelle, geantwortet: „Auf lange Frist sind wir alle tot." Deshalb ziehen wir es vor, kurzfristig zu leben, kurzsichtig.

Aber versuchen wir doch einmal ein Buch des Lebens zu führen. Das ist ja das Bild für unser Leben, in dem nichts verloren geht. Zählen wir doch die Faktoren auf: was erleben wir, was haben wir durchgemacht, was erwarten wir von der Zukunft, was sind unsere Wünsche? Zählen wir alles auf. Schreiben wir es auf eine Seite des Habens, auch die Wünsche: etwa unsere Gesundheit, unser Vermögen, unsere Karriere, unsere Familie, das Wohlergehen der Kinder, alles auf die Seite des Habens. Denn wir haben diese Wünsche und Pläne und Vorstellungen. Und auf die andere Seite, die Sollensseite: Du wirst sterben, du weißt nicht wann, aber das ist sicher. Deine Familie und die Menschen, die du lieb hast und die Kinder. Sie werden sterben, alles wird sterben, auch deine Karriere, denn der Tod kennt keine Karriere, auch dein Vermögen, denn das Totenhemd hat keine Taschen. Und so überprüfe dein Pläne und Vorhaben, was sie letzten Endes gelten. Normalerweise halten wir diese Sollensseite in unserem Buch des Lebens sauber zugedeckt und lüpfen keinen Zipfel und sehen nur die andere Seite. Kurzsichtig, einäugig leben wir. Mit all unserer Intensität schauen wir nur auf eine Seite. Und sie würde sich ganz anders lesen, wenn wir auch die andere zur Kenntnis nehmen. Kann man das

vernünftig leben nennen, wenn man eine ganze entscheidende Sparte außer acht läßt, die die ganzen übrigen Linien des Registers mitbestimmt und betrifft? Setzen wir wirklich unsere Interessen und Energien richtig ein, wenn wir das einfach nicht zur Kenntnis nehmen? Es geht doch hier nicht um eine Drohung, sondern um eine Gegenüberstellung, eine offene Zurkenntnisnahme der Wirklichkeit. Die Wirklichkeit leben lernen. Das wäre eine Grundforderung, nicht nur an Ideologien und Gesellschaft zu stellen, sondern doch auch an uns selbst. Auch wir denken am Menschen, an uns vorbei, wenn wir diese Seite ignorieren, die unser ganzes Leben kennzeichnet.

Freilich, es ist wahr, man kann diese Realität kaum aushalten. Mir scheint, ein Atheist, ein Ungläubiger, für den wirklich im Tod alles endet, kann sie gar nicht aushalten, deshalb ist er gezwungen, entweder die Augen zu schließen, zu ignorieren, zu lügen oder in Verzweiflung zu enden, in der Behauptung, es sei alles sinnlos. Man kann sich doch wirklich nicht mit letzten Kräften einsetzen für Dinge, von denen man sagen muß, gemäß dieser anderen Seite, es wird aus sein, in zehn, fünfzig, tausend Jahren, alles wird irgendwann einmal aus sein vom Standpunkt dessen, der im Tod den Menschen enden läßt. Es wird nicht nur aus sein mit dem Vermögen, es wird auch aus sein mit den Menschen, für die ich mich einsetze, wenn ich atheistisch denke. Es wird aus sein mit Wissenschaft und Freiheit und Gerechtigkeit, es wird nichts übrig bleiben, vielleicht ein Haufen Dreck, Materie, vornehm ausgedrückt. Lohnt es sich dafür irgendetwas aufzuwenden? Fundieren, begründen, kann man mit einer derartigen Auffassung nur einen billigen Humanismus, der nichts kostet, aber nicht einen, der von uns mehr will, Schweiß und Blut. Denn die Liebe ist nichts Billiges, Kostenloses, das uns nichts angeht, nichts von uns verlangt. Man kann den anderen doch nicht nur den Abfall geben und das Humanismus nennen. Was aber, wenn sie selbst letzten Endes nichts anderes als Abfall wären, wie dieser sogenannte Humanismus, eine lügnerische Phrase ohne Gott, will.

Wenn mit dem Tod alles aus ist, ist der Mensch letzten Endes nur Abfall und Asche.

C. Der Christ und der Tod

Wie ist es aber mit den Christen? Wie ist es mit uns? Oder sagen wir vorsichtig, wie wäre es mit uns, wenn wir Christen wären? Wenn wir den Satz leben würden, alle Menschen müssen sterben, einen Satz, der vor allem mich angeht, jeden einzelnen, könnten wir dann den Tod aushalten, könnten wir ihn gar bewältigen aus einem gelebten Glauben heraus vielleicht? Ist er denn etwa für uns unter einem anderen Gesetz? Ist er für uns planbar und nicht bloß sicher? Ist er von uns lernbar und nicht bloß entscheidend?

Niemand kennt die Stunde

Gewiß, auch der Christ weiß nicht den Zeitpunkt seines Todes. „Niemand kennt die Stunde. Seid wachsam!" ist die einzige Auskunft der Schrift dazu. Nur, wenn wir Christen wären, in dem Maß als wir es wären, wäre der Zeitpunkt für uns ohne Bedeutung. Für den Christen, der seinen Glauben lebt, ist der Moment des Todes, ob er früher oder später kommt, einerlei. Und wenn sich einer sagen muß, wenn ich heute, morgen, übermorgen sterben würde, das wäre fürchterlich, dann hätte sich mein Leben nicht gelohnt, dann hätte ich noch soundsoviel nachzuholen. Wer so reden muß und sein Leben nicht ändert, für den wird dieselbe Aussage gelten, wenn er in dreißig oder in fünfzig Jahren stirbt. Wenn du morgen nicht mit diesem Leben sterben kannst, kannst du es auch in dreißig Jahren nicht. Der Christ hingegen müßte – und daran sieht man die ernste Forderung des Glaubens – immer sterben können. Vor Gott zählt nicht, ob man zwanzig oder neunzig Jahre gelebt hat, sondern wer man ist. Man hat von Luther und von Aloysius von Gonzaga eine ähnliche Geschichte erzählt, daß man sie konfrontiert hat mit der Frage: Was würdest du tun, wenn du wüßtest, du

müßtest in einigen Stunden sterben? Man habe Luther diese Frage beim Baumpflanzen gestellt: „Was hilft es noch Bäume zu pflanzen, wenn du morgen tot wärest?" Und Aloysius beim Ballspielen. Und beide hätten entsprechend geantwortet: Luther: „Ich würde weiter Bäume pflanzen"; und Aloysius: „Ich würde weiter Ball spielen." Denn wenn das richtig und verantwortbar ist, was man tut, dann sollte man es weiter tun, Tod hin oder her. Der Tod braucht nicht in unsere Berechnungen einbezogen werden, weil er an der Richtigkeit unserer Handlungen vor Gott nichts ändert. Von daher begreift man schon, daß der Augenblick des Todes für den Christen – in dem Maß allerdings, in dem er Christ ist – sein Gewicht verliert. Der Augenblick des Todes, wann er eintritt nämlich, ist für den, der aus seinem Gewissen lebt, nicht entscheidend.

Der Tod ist lernbar

Wie aber ist es mit der Tatsache, daß er stirbt? Die bleibt auch für den Christen in dem Sinn entscheidend, als der Tod auch für sein Leben Maß aller Dinge ist. Nur, für ihn gilt es nicht, daß er sich auf diese Entscheidung nicht einstellen könnte, daß der Tod nicht doch lernbar wäre. Voraussetzung freilich ist, daß er dem Tod ins Gesicht sehen kann. Daß er ihn nicht verdrängen muß. Wenn wir das nicht können, ist unser Leben nicht in Ordnung, nicht deshalb, weil in dem unbestimmten Moment, in dem wir sterben werden, etwas zu ändern wäre, sondern jetzt schon ist es nicht, wie es sein soll, wenn es diese Prüfung nicht aushält. Der Christ ist nicht in die Zwangslage eines Atheisten versetzt, der die Wahrheit des Todes nicht aushalten kann, weil sie für ihn alles zerschlägt, denn der Christ glaubt, daß der Tod nicht alles zerschlägt, sondern nur endgültig macht, das Gute endgültig gut macht. Deshalb ist der Tod auch Prüfstein für ihn, aber einer, den er aushalten kann, in dem Maß er Christ, in dem Maß er gut ist. Weil er ihn aber nicht verdrängen muß, weil er ihn zur Kenntnis nehmen kann, kann er auch sterben lernen, den Tod lernen, ihn vorausschauend vorwegnehmen.

tet. Er ist uns vorausgegangen. Er hat die Einsamkeit schon aufgesucht, so daß niemand mehr sonst allein ist. Er trifft ihn in der Einsamkeit an. Auch da gilt es, schon im Leben müssen wir lernen, in Christus hinein zu leben – und zu sterben. Für uns ist unsere Heimat Christus. Und so können wir ohne Weltverachtung beten: „Ich wollt, daß ich daheime wär." Der Tod verliert zwar nicht seinen Schrecken, aber doch eine schreckliche Seite des bloß Fremden und Unheimlichen, da wir hinter diesem finsteren Tor das helle Leben wissen. Wir können die Wahrheit aushalten und leben, in den Tod hinein leben. Das ist eine Wahrheit, die für jeden gilt, ob er glaubt oder nicht. Aber, wer nicht glaubt, kann ihren Schrecken kaum aushalten, wer glaubt, kann es. Wir können leben in den Tod hinein, weil wir sterben in das Leben hinein.

IV. TOD, ENDE, EWIGKEIT ALS GLAUBENSPROBLEME

A. Der Tod, eine Folge der Sünde?

Daß alle Menschen sterben, wird nicht bezweifelt. Um so eher aber der andere Glaubenssatz über den Tod, daß er nämlich eine Folge der Sünde sei. Die Heilige Schrift deutet das an mehreren Stellen an. Im Bericht von der Ursünde etwa heißt es zunächst: „Da gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon ißt, wirst du sterben." (Gen 2, 16f) Als der Mensch dann, von der Schlange verführt, doch gegessen hatte, folgt der Gottesspruch: „Staub bist du, zum Staub mußt du zurück!" (Gen 3, 19) Im Buch der Weisheit wird wohl darauf bezug genommen mit dem Satz: „Durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt, und ihn erfahren alle, die ihm angehören." (Weish 2, 24) Diese Lehre wird im Neuen Testament wiederaufgenommen. „Durch einen einzigen Menschen kam die Sünde in die Welt und durch die Sünde der Tod, und auf diese Weise gelangte der Tod zu allen Menschen", schreibt Paulus an die Römer (5, 12) und an die Korinther ebenfalls, daß „durch einen Menschen der Tod gekommen ist" (15, 21). Prägnant ist diese Lehre in einem anderen Satz des Römerbriefs zusammengefaßt: „Der Lohn der Sünde ist der Tod" (6, 23).

Kein endloses biologisches Leben

Dem steht die naturwissenschaftliche Erkenntnis gegenüber, daß zwar einzellige Organismen, die sich durch Teilung vermehren, auf diese Weise dem Tod entgehen – der Tod also nicht einfach eine unausweichliche Folge von jeder Art Leben darstellt, daß aber komplexere Organismen ausnahmslos sterben müssen. Ihre Lebensspanne scheint gene-

tisch festgelegt, so daß etwa auch die enormen Fortschritte der Medizin das Höchstalter des Menschen nicht zu steigern imstande sind, lediglich die Wahrscheinlichkeit, es zu erreichen, vermag die medizinische Kunst zu erhöhen. Und höherzellige Lebewesen sind immer schon gestorben, lange bevor es den Menschen und damit auch einen möglichen Sündenfall gab. Es widerspricht demnach all unserer Kenntnis der biologischen Gesetze, für den Menschen, der ja ohne Zweifel ebenfalls ein komplexer Organismus ist, zu irgendeiner Zeit ein nicht zum Tod führendes leibliches Leben anzunehmen.

Nur eine recht fragwürdige Theologie versteigt sich zu der These, daß Gott, Herr über die Naturgesetze, eben dennoch dem ersten Menschen ein endloses biologisches Leben verliehen habe; daß er es ihm aber dann infolge des Sündenfalls wieder entzogen habe. Das ist aus mehrfachem Grund unglaubhaft. Zunächst läßt man hier Gott doppelt in seine Weltordnung eingreifen; erst indem er eine von der Natur, die er selbst ja geplant hat, nicht vorgesehene Existenzform einführt; dann – und das widerspricht Gott noch mehr – um sein Geschöpf samt all dessen Nachkommen zu bestrafen; daß die Sünde ohnehin keine zusätzlich verhängte Strafe „verdient", wird zudem noch gezeigt werden. Außerdem ist jede theologische Theorie schief, die immer wieder ein außergewöhnliches Einschreiten Gottes postuliert, wo sie etwas zu erklären hat. Da wird nicht nur Gott zu leicht zum Lückenbüßer für die eigene Uneinsichtigkeit oder Denkfaulheit, sondern da ist die ganze Sicht der Schöpfung verkehrt. Man stellt nämlich Gott eine fertige Welt gegenüber, in die er von außen bei besonderen Gelegenheiten – fast möchte man sagen: immer wenn die Welt dann doch nicht so funktioniert, wie er es eigentlich vorgesehen hatte – korrigierend oder überhöhend eingreifen muß. Daß Gott die Welt schafft, heißt aber recht gesehen, daß er sie im ganzen und in allen Einzelheiten ständig aus dem Nichts heraus sein läßt; weil er so alles schafft, ist gar kein Platz für besondere Einwirkungen Gottes, denn wer ohnehin alles tut, kann dann nicht irgendetwas davon noch zusätzlich tun.

Was aber die leibliche Sterblichkeit als Sündenfolge angeht, ist noch etwas zu bedenken. Sündenfolge, verstanden als Strafe für die begangene Verfehlung, kann gewiß nicht das sein, was sich jedermann einmal wünscht. Wenn er das erhält, ist es ja wohl eher eine Belohnung. Ein endloses Fortexistieren auf dieser Welt wäre aber, selbst wenn es keinen Alterungsprozeß gäbe, schließlich unerträglich. Wenn man nicht nur dreihundert oder tausend, sondern zehn- oder hunderttausend Jahre lang gelebt hätte – irgendwann würde wohl jeder sagen: Es ist genug. Wenn er dann nie aufhören könnte weiterzuexistieren, wenn kein Selbstmord gelänge, weil man ja nicht sterben kann: das wäre die verfluchte Existenz des Ewigen Juden der Volkssage, der zum unablässig ruhelosen Umherwandern verdammt worden sei, weil er Jesus auf dem Kreuzweg schmähte. Daß das Leben auf Erden endet, ist demnach kaum als Strafe zu verstehen, wenn doch das Gegenteil als Bestrafung erscheint.

Ein weiteres kommt hinzu. Noch unglaubhafter als die Lehre, der Tod sei eine Folge der Sünde, ist wohl die ausdrückliche Verheißung Jesu: „Amen, amen, ich sage euch: Wenn jemand an meinem Wort festhält, wird er den Tod nicht schauen in Ewigkeit." (Joh 8, 51) Da wird der Tod als Sündenfolge dadurch bestätigt, daß umgekehrt aus dem Glauben, der von der Sünde trennt, Unsterblichkeit gefolgert wird. Daß sich Jesus nicht mit dem Glauben an die Auferstehung begnügt, sondern fordert, man müsse an diese Befreiung vom Tod glauben, ergibt sich aus seiner Unterhaltung mit Martha am Grab ihres Bruders Lazarus. Als Martha bekennt: „Ich weiß, daß er auferstehen wird bei der Auferstehung am Letzten Tag", ist Jesus mit diesem Bekenntnis nicht zufrieden. Er erwidert: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben. Glaubst du das?" (Joh 11, 24–26) Weil der Einwand: „Aber es sterben doch auch alle, die

glauben", zu offenkundig ist, als daß er Jesus nicht vor Augen stünde, muß wohl hier mit Tod und Sterben nicht einfach das Ende des Lebens auf der Erde gemeint sein.
Und mit dieser Doppeldeutigkeit von „Tod" liegt auch die Lösung für die Schwierigkeit, inwiefern der Tod „Lohn der Sünde" sein könne, da er doch ohne weiteres mit dem höherorganisierten biologischen Leben gegeben ist. Der Tod, verstanden rein als Beendigung des Lebens eines Individuums auf dieser Erde, ist nicht Folge von Sünde; er liegt vielmehr in der Ordnung der Natur, ist sogar biologisch zweckmäßig, denn er dient der Arterhaltung und -entwicklung.

Den Tod von Gott annehmen

Man kann sich nun gut vorstellen, daß jemand, der in der Überzeugung lebt, daß mit dem Tod nicht alles aus ist für ihn, das Ende dieses Lebens frei und ungezwungen von Gott annimmt, auch ohne daß er der Welt überdrüssig geworden wäre, weil er vertraut, daß Gott ihn dadurch zum Besseren führt und er anderen auch noch in seinem Tod dient. Es mag sogar vereinzelt Selbstmorde geben, in denen eine solche souveräne Hingabe versucht wird; die sind aber nicht nur verfehlt, weil sie eigenmächtig bestimmen möchten, wann ihr Leben an seinem rechten Ende angekommen ist, wozu wir kaum hinreichend Hinweise haben. Vielmehr ist ein solcher Tod eben infolge der Sünde nicht mehr möglich. Er hat nun dieses schreckliche andere Gesicht des mörderischen Tyrannen, der uns, ohne zu fragen, überfällt, die Welt von uns und uns von ihr wegreißt in der Ungewißheit, ob unser Leben recht vollendet ist.
Dieses Gesicht liegt bloß, wenn er einen jungen Menschen, ein Kind gar, wegrafft. Aber er hat es auch, wenn er ein altersschwaches Leben auslöscht. Dort wird es vielleicht nur verdeckt, wenn dem Dahinsiechenden nichts mehr am Leben liegt. Das aber ist bereits keine wünschenwerte Haltung. Wir sollten die Welt und ihre Schönheit schätzen, sie dürfte uns nie widerwärtig werden und wir nie blind für all

das Gute in ihr. Verbitterung ist schon ein Anzeichen von Sünde und ein verbitterter Tod eine Sündenfolge. Wenn wir aber die Welt lieben, dann gelingt es uns nicht, ihr in all dieser Liebe frei gegenüber zu stehen, sondern wir machen uns abhängig von ihr, hängen unser Herz an sie, können sie dann nicht mehr bei bleibender Liebe loslassen, sondern müssen schmerzlich losgerissen werden. Es gelingt uns der Glaube nicht, daß wir gewinnen – auch die Welt gewinnen –, wenn wir unser Leben hingeben, und es fehlt uns das Vertrauen, daß wir in jeder Art von Tod unser Leben vollenden, wenn wir ihn von Gott annehmen.
Diese Seite des Todes nun, sein vergewaltigendes Hereinbrechen, ist eine Folge der Sünde, denn ihr entgingen wir nur, wenn wir in völliger Freiheit der Welt gegenüber – und das heißt auch in restloser Selbstlosigkeit – uns einsetzen, hingeben, lieben könnten – wenn wir sterben könnten. Eine solche Haltung wäre gelebter Glaube an Christus. Und so gilt: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt", auch wenn sein irdisches Leben endet, „und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben", nämlich diesen unserer Freiheit Gewalt antuenden Tod, der – wenn wir nicht glaubten – alles unsinnig machen und uns in Verzweiflung stürzen müßte, diesen Tod wird er nicht erleiden – eben in dem Maß, als er glaubt. Diese Freiheit vom Tod heißt „Ewiges Leben", das haben wir schon jetzt, wenn wir den Glauben leben: „Wir wissen, daß wir aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil wir die Brüder lieben. Wer nicht liebt, bleibt im Tod." (1 Joh 3, 14) Denn der eigentliche Tod, die Sündenfolge, das ist die Lieblosigkeit.

B. Der Tod, Ende der Bewährungszeit

Die Glaubensaussage, der Tod sei das Ende der Bewährungszeit, schließt aus, daß eine „*Seelenwanderung*" angenommen werden könnte, daß also der Mensch mehrmals auf

diese Welt käme, und ebenso, daß er in einem anderen Dasein die Grundentscheidung seines Lebens nachholen könnte, wenn er sie bis in seinen Tod hinein verfehlt hätte. Das scheint sehr glaubhaft, denn es ist nicht einzusehen, was eine beliebige Verlängerung der Zeit, sich zu entscheiden, bringen sollte. Wenn irgendwann ein endgültiger Zustand erreicht wird, dann ist es unerheblich, zu welchem Zeitpunkt er eintritt. Es wird dann jedenfalls nicht mehr möglich sein, sich noch einmal zu ändern und zu bekehren, sonst bliebe alles vorläufig und eine wirkliche Entscheidung käme gar nicht zustande, da im Grunde doch alles in Schwebe gehalten wäre. Wenn aber ein derartiger Zeitpunkt des Eintretens in die Endgültigkeit anzunehmen ist, dann spricht alles dafür, daß er im Tod liegt. Da wird der Mensch all dem entrissen, was sein Leben ausmachte: alle Beziehungen zu den Menschen, denen er Freund oder Feind war, werden gekappt; sein Körper geht unter und damit alle Erbinformationen, die seinen Charakter mitprägten und dazu alles in den Gehirnzellen Gespeicherte an Wissen und Gewohnheit. Wer als Vertreter der Seelenwanderung annimmt, er würde irgendwann wiedergeboren, muß sich sagen lassen: Was immer dann „wiedergeboren" würde, es wäre nicht mehr der Mensch, der jetzt lebt, sondern ein völlig neues Individuum, weit verschiedener von seinem fiktiven „Vorgänger" als ein Sohn von seinem Vater.

Kein Früher und Später

Innertheologisch fragwürdig wird es aber wieder, wenn man lehrt: „Die Einschränkung der Verdienstmöglichkeit auf die Zeit des Erdenlebens beruht auf einer freien Anordnung Gottes." (L. Ott, Grundriß der Dogmatik) Das sieht so aus, als ob ebensogut nach Ablauf des Erdenlebens noch in irgendeinem Folgezustand der Mensch das aufarbeiten könnte, was er hier liegen gelassen hat. Das nähme nicht nur dem irdischen Leben seinen Ernst, das fiele unter die gleichen Schwierigkeiten, wie sie gerade gegen die Seelenwanderung erhoben worden sind. Vor allem aber – und das scheint

mir ausschlaggebend – wird hier der Tod nicht als Eintritt in die Ewigkeit gesehen, sondern als Übergang von einem Zeitzustand in einen anderen. Dann müßte aber dieser zweite irgendwann durch eine neue Art Tod beendet werden, damit dann der Mensch endlich sein ewiges Ziel erreichte.

An dieser Überlegung ist eines wichtig und für alles, was auch im dritten Teil über die „Letzten Dinge" zu sagen ist, von entscheidender Bedeutung: Die Ewigkeit ist keine Zeit! Es ist eine verbreitete Fehlvorstellung, in der Ewigkeit eine endlos lange Dauer zu sehen. Sie ist jedoch ein Zustand ohne Früher und Später, ohne Folge von einander ablösenden, wechselnden oder auch gleichbleibenden Abschnitten, also auch nicht einteilbar in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern zeitlos. Zeitlosigkeit vermögen wir uns nicht vorzustellen, deshalb können wir uns auch kein rechtes Bild von der Ewigkeit machen. Auch wer etwa sagt, die Zeit habe einen Anfang oder ein Ende, kann nicht angeben, was dies bedeutet. Denn anfangen heißt zuvor – und das ist in der Zeit davor – noch nicht gewesen sein, und enden heißt, danach – in der Zeit nach dem Ende – nicht mehr zu sein. Daß man sich jedoch etwas nicht vorstellen kann, gibt kein Argument her dafür, daß man das nicht denken könnte. Die moderne Physik böte hinreichend Belege dafür, wie schon in den „Denkanstößen" zu „Zeit" angedeutet wurde.

Obzwar also in der Alltagssprache „ewig" bisweilen nur bedeutet „lange" („Du läßt ja ewig auf dich warten!") oder „immer" („Hör auf mit deiner ewigen Nörgelei!"), obschon auch viele Theologen unter Ewigkeit nur eine endlos lange Zeit fassen, von ewiger Dauer reden und verschiedene Ereignisse (besonderes und allgemeines Gericht, Dauer des Fegfeuers usw.) in der Ewigkeit in Zeitabständen aufeinander folgen lassen, kennt doch die Theologie seit alters die Auffassung von der Ewigkeit als Zeitlosigkeit. Augustinus etwa spricht von der „immer stehenden" Ewigkeit, in der es kein „es war" und „es wird sein" gebe, sondern nur ein „Ist". Und Boethius hat Ewigkeit zu Beginn des 6. Jahrhunderts als „stehendes Jetzt" definiert oder ausführlicher als „der

vollkommene Besitz des schrankenlosen Lebens in seiner Gänze auf einmal". So kommt Ewigkeit im vollen Sinn nur Gott zu, aber auch der Mensch geht in sie ein und dann ist für ihn keine Zeit mehr – also auch keine Möglichkeit sich zu ändern, da diese einschließt, daß zunächst der eine Zustand vorliegt und ihn dann – in zeitlicher Folge – ein anderer ablöst. Aus der Zeit ist die Gegenwart, das Jetzt, das, was am ehesten auf die Ewigkeit übertragen werden kann; aber wegen der Flüchtigkeit, mit der das zeitliche Jetzt vergeht, ist es dennoch mit dem ewigen, endgültigen Gegenwärtigsein nicht zu vergleichen.

Keine Rückkehr aus der Ewigkeit

Der Tod erweist sich auch in Hinsicht auf die Ewigkeit als doppelgesichtiges Geschehen. Einmal – sozusagen von unserer, der hier Lebenden, Seite gesehen – tritt er zu einem bestimmten Zeitpunkt ein, den die Medizin sich festzustellen bemüht; genauer müßte man wohl sagen, den sie nach bestimmten Kriterien festsetzt, etwa mit dem irreversiblen Ausfall aller Gehirnfunktionen, dem sogenannten Hirntod, zusammenfallen läßt. Damit hören nicht alle Lebensprozesse auf. So können unter Umständen kurz nach diesem „Todespunkt" noch Muskelbewegungen durch Reflexe, die über das Rückenmark laufen, ausgelöst werden, und daß beim Toten noch Haare und Fingernägel eine Zeitlang weiterwachsen, ist weithin bekannt. Nach diesem Zeitpunkt des Todes beginnen sich allmählich sichere Zeichen zu entwikkeln, daß er eingetreten ist, nämlich Totenflecken, Leichenstarre und schließlich Fäulnis- und Auflösungsprozesse am Körper, wenn er nicht präpariert oder vorher verbrannt oder vernichtet wird. Da in manchen Fällen der Todeszeitpunkt nicht hinreichend sicher bestimmt ist, spricht man von „klinisch Toten", die dann unter Umständen wieder zum Leben zurückgeholt werden. Genauer müßte man von Menschen sprechen, bei denen etliche Anzeichen vorlagen, die ihren Tod medizinisch wahrscheinlich erscheinen ließen. Weil in solchen Fällen in der Regel auch das Zentralnervensystem

gestört war, können dann nach der Wiederbelebung halluzinationsähnliche Bilder erinnert werden, in denen die dramatische Situation in Todesnähe eingefangen ist. Daß auf diese Weise „Berichte aus dem Jenseits" möglich wären, ist mehr als zweifelhaft, und zwar nicht nur, weil sich derartige traumhafte Vorstellungen leichter als psychische Reaktion in einem, durchaus noch zu diesem irdischen Leben gehörenden Grenzfall erklären lassen, sondern vor allem, weil es aus der Ewigkeit deshalb keine Rückkehr geben kann, weil die wieder ein Früher und Später (erst war er in der Ewigkeit, dann nicht mehr) in dieser Ewigkeit selbst annähmen, was eben durch deren Zeitlosigkeit ausgeschlossen ist.

Das andere Gesicht des Todes unter diesem Aspekt ist eben dies, daß er den Übertritt in die Ewigkeit darstellt. Dazu hat dann unsere Erfahrung keinerlei Zutritt, da sie gänzlich auf das Zeitliche beschränkt ist. Genau genommen kann man deswegen für den Zustand, der so erreicht wird, gar nicht mehr sagen, er sei „nach" dem Tod, weil das doch wieder eine Zeit angäbe. Hier läßt uns unsere Sprache im Stich, die ja ebenfalls aus dieser zeitlichen Welt gewonnen wird. Wir müßten also, wenn wir sehr exakt reden wollten, nicht von einem Leben nach dem Tod reden, sondern negativ davon, daß mit dem Tod für den Sterbenden nicht „alles aus" ist oder daß „hinter" dieser unserer zeitlichen und vergänglichen Existenz ein unvergängliches, weil „ewiges" Leben steht. Das beginnt auch nicht – wenn man sich wieder um eine genaue Redeweise bemüht – erst nach dem Tod, weil auch Anfang und Ende Begriffe der Zeitlichkeit sind. Aber ebensowenig kann ich sagen, es habe „schon immer", also schon in einer zeitlich ganz langen Dauer, bestanden. Sondern es gehört eben jener unvorstellbaren Seinsweise an, in der es keine Zeit gibt.

Vielleicht kann man das noch deutlicher machen, wenn man bei diesem Bild von den zwei Seiten des Todes bleibt. Auf unserer, der hier Überlebenden, Seite geht die Zeit nach dem Tod weiter. Die Welt geht weiter. Der Tote verwest und wird vergessen, auch wenn er noch einige Zeit im Gedächt-

nis seiner Angehörigen und Bekannten, in seinem Grabstein, in seinen Werken „weiterlebt" – auch dieses „Leben" endet über kurz oder lang im Tod der spurlosen Vergessenheit. Milliarden von Menschen sind so schon wirklich „restlos" verschwunden. Auf der anderen Seite, der Seite der Toten, aber gibt es kein Weitergehen und Vergehen. Da fällt der Tod des ersten Menschen und der eines Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts und der Weltuntergang in eins – es gibt ja kein Nacheinander. Es gibt auch keine mögliche Rückkehr in diese unsere zeitliche Welt. Der Satz: „Es ist noch keiner wiedergekommen" hat schon seine Richtigkeit, und man kann durchaus christlich fortfahren: „Und es wird auch keiner wiederkommen, zurück in diese Welt". Die Auferstehung besagt gerade kein Wieder-Zurückfallen in die Vergänglichkeit. Christus hat sich zwar aus seiner Ewigkeit nach seiner Auferstehung in unserer Zeit sehen lassen, aber er ist nicht wieder in seine zeitliche und vergängliche Existenz zurückerweckt worden. Und auch das Bild seiner Wiederkunft am Ende der Tage läßt sich mit dem ersten Thessalonicherbrief so schildern, daß wir „auf den Wolken in die Luft entrückt werden, dem Herrn entgegen" (4, 17): ein Bild für diesen allgemeinen Eintritt in die Endgültigkeit, die Ewigkeit heißt, was Paulus mit dem Satz vollendet: „Dann werden wir immer beim Herrn sein."

Denkanstöße zu „Tod" und „Ewigkeit"

1. Altes Testament zu „Tod"
– Das Buch Kohelet
Mein Wissen stand mir zur Verfügung, und was immer meine Augen sich wünschten, verwehrte ich ihnen nicht. Ich mußte meinem Herzen keine einzige Freunde versagen. Denn mein Herz konnte immer durch meinen ganzen Besitz Freude gewinnen. . . . Doch dann dachte ich nach über alle meine Taten, die meine Hände vollbracht hatten, und über den Besitz, für den ich mich bei diesem Tun angestrengt hatte. Das Ergebnis: Das ist alles Windhauch und Luftgespinst. . . . Was den Ungebildeten trifft, trifft also auch mich. Warum bin ich dann über die Maßen gebildet? Und ich

bedachte, daß auch das Windhauch ist. Denn an den Gebildeten gibt es ebensowenig wie an den Ungebildeten Erinnerung, die ewig währt, weil man schon in den Tagen, die bald kommen, beide vergessen wird. . . . Mich verdroß auch mein ganzer Besitz, für den ich mich unter der Sonne anstrenge und den ich dem Menschen lassen muß, der nach mir kommt. (2, 10f, 15f, 18)
Was die einzelnen Menschen angeht, dachte ich mir, daß Gott sie ausliest und daß sie selbst daraus sehen müssen, daß sie eigentlich Tiere sind. Denn das Los des Menschen und das Los der Tiere – ein und dasselbe Los trifft sie. Wie diese sterben, so sterben jene. Beide haben ein und denselben Atem und einen Vorrang des Menschen vor dem Tier besteht da nicht. Alles ist Windhauch. Beide gehen an ein und denselben Ort. Beide sind aus Staub entstanden und kehren wieder zu Staub zurück. Wer weiß, ob der Atem des Menschen aufsteigt zur Höhe und der Atem der Tiere in die Erde hinuntersinkt. So habe ich eingesehen: Es gibt kein Glück; es sei denn, daß der Mensch Freude gewinnt durch sein Tun. Das ist sein Anteil. Denn wer könnte es ihm ermöglichen, das zu genießen, was erst nach ihm sein wird? (3, 18–22)
– Das Buch der Weisheit
Jagt nicht dem Tod nach in den Irrungen eures Lebens, und zieht nicht durch euer Handeln das Verderben herbei! Denn Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden. Zum Dasein hat er alles geschaffen, und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Kein Gift des Verderbens ist in ihnen, das Reich des Todes hat keine Macht auf der Erde; denn die Gerechtigkeit ist unsterblich.
Die Frevler aber holen winkend den Tod herbei und sehnen sich nach ihm wie nach einem Freund; sie schließen einen Bund mit ihm, weil sie es verdienen, zu ihm zu gehören. Sie tauschen ihre verkehrten Gedanken und sagen: Kurz und traurig ist unser Leben; für das Ende des Menschen gibt es keine Arznei, und man kennt keinen, der aus der Welt des Todes befreit. Durch Zufall sind wir geworden, und danach werden wir sein, als wären wir nie gewesen. Der Atem unserer Nase ist Rauch und das Denken ein Funke, der vom Herzschlag entfacht wird; verlöscht er, dann zerfällt der Leib zu Asche, und der Geist verweht wie dünne Luft. Unser Name ist bald vergessen, niemand denkt mehr unserer Taten. . . . Auf, laßt uns die Güter des Lebens genießen, und die Schöpfung auskosten, wie es der Jugend zusteht. . . . Überall wollen wir Zeichen der Fröhlichkeit hinterlassen; das ist unser Anteil, das ist unser Los. Laßt uns den Gerechten unterdrücken, der arm lebt, die Witwe nicht schonen und das graue Haar des betagten Greises nicht scheuen. Unsere Macht soll bestimmen, was Gerechtigkeit ist;

denn das Schwache erweist sich als unnütz. . . . So denken sie. Aber sie irren sich; ihre Bosheit hat sie blind gemacht. Sie verstehen nichts von Gottes Geheimnissen, sie hoffen nicht auf den Lohn der Frömmigkeit und erwarten keine Auszeichnung für untadelige Seelen. Gott aber hat den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Bild seiner eigenen Ewigkeit gemacht. Doch durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt, und ihn erfahren alle, die ihm angehören. (1, 12–2, 4. 6. 9–11. 21–24)

– Kurzkommentar

Der Text aus dem Buch der Weisheit liest sich wie eine Widerlegung des anderen aus dem Kohelet. Er verweist darauf, daß für jemanden, dem der Tod das Ende von allem bedeutet, über das hinaus es nichts gibt, sich nicht nur der Satz als Maxime nahelegt, den der erste Korintherbrief aus dem Propheten Jesaia anführt: „Wenn Tote nicht auferweckt werden, dann laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!" (15, 32). Ein solcher, für den nichts Endgültiges bleibt, steht vielmehr auch ohne verläßlichen Grund da, auf den sich verantwortliches Handeln bauen ließe. Wenn alles vergänglich ist, bleibt zuletzt auch alles beliebig: es kommt alles auf dasselbe hinaus.

Dennoch behält auch das Buch Kohelet aus seiner Sicht recht. Vom jetzigen Leben her gesehen ist der Tod die Macht, die alles zerschlägt und alle Bemühungen zuletzt illusorisch macht, die in dieser Welt Dauerhaftes erreichen möchten – und es gibt kein sinnvolles Bemühen, das nicht auf Dauerhaftes ausgerichtet wäre. Deshalb ist es wichtig, sich die Vergänglichkeit des Menschen, die ihn ganz wie jedes Tier der Hinfälligkeit aussetzt, in aller Deutlichkeit vor Augen zu führen. Und auch der andere Gedanke dieses „Predigers" (so übersetzt man „Kohelet") ist wichtig: Vertröstungen auf die Zukunft sollte der Mensch nicht als ausreichend erachten, wenn es darum geht, seine jetzige Arbeit zu motivieren. Bessere Zeiten, die man in Aussicht stellt, genügen nicht, sollten ihm nicht genügen, ihm die Entschiedenheit abzufordern, mit der er sich jetzt plagen und für das Gute einsetzen muß – denn auch die besseren Zeiten, selbst wenn er gewiß sein könnte, sie noch zu erleben, sind, weil Zeit, auch vorübergehend. Und die christliche Verheißung der Ewigkeit darf nicht als Vertröstung verstanden werden, denn die Ewigkeit ist nichts einfach Zukünftiges, sie ist ebenso Gegenwart. Und wenn dein Handeln nicht in sich schon jetzt seinen Lohn trägt (der nicht Mühelosigkeit oder sinnenhafter Genuß sein muß), dann taugt es auch nicht, um dir eine glückliche Zukunft sicherzustellen. Auch da gilt: „Jetzt ist der Augenblick des Heils, jetzt mußt du dich der Ewigkeit versichern – dann kann kein Tod sie dir entreißen.

2. Neues Testament zu „Tod"

– Erster Korintherbrief

Da nämlich durch einen Menschen der Tod gekommen ist, kommt durch einen Menschen auch die Auferstehung von den Toten. Denn wie in Adam alle sterben, so werden in Christus einst alle lebendig gemacht. Es gibt aber eine Reihenfolge: Erster ist Christus; dann folgen, wenn Christus erscheint, alle, die zu ihm gehören. Dann folgt das Ende, wenn er jede Macht, Gewalt und Kraft vernichtet hat und seine Herrschaft Gott, dem Vater übergibt. Denn er muß herrschen bis Gott ihm alle Feinde unter die Füße gelegt hat. Der letzte Feind, der vernichtet wird, ist der Tod. . . . Denn diese Vergänglichkeit muß sich mit Unvergänglichkeit bekleiden und dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit. Wenn sich aber dieses Vergängliche mit Unvergänglichkeit bekleidet und dieses Sterbliche mit Unsterblichkeit, dann erfüllt sich das Wort der Schrift: Verschlungen wurde der Tod vom Sieg. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? (15, 21–26. 53–55)

– Zweiter Korintherbrief

Wohin wir auch gehen, immer tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leib, damit auch das Leben Jesu an unserem Leib sichtbar werde. Denn immer werden wir, obgleich wir leben, um Jesu willen dem Tod ausgeliefert, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleisch offenbar wird. . . . Denn wir wissen, daß der, welcher den Herrn Jesus auferweckt hat, auch uns mit Jesus auferwecken und uns zusammen mit euch vor ihn hinstellen wird. (4, 10f. 14)

– Römerbrief

Wie die Sünde herrschte und zum Tod führte, so soll auch die Gnade herrschen und durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben führen, durch Jesus Christus, unsern Herrn. Heißt das nun, daß wir an der Sünde festhalten sollen, damit die Gnade mächtiger werde? Keineswegs. Wie können wir, die wir für die Sünde tot sind, noch in ihr leben? Wißt ihr denn nicht, daß wir, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, auf seinen Tod getauft sind? Wir wurden mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod, damit so, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, auch wir in dieser neuen Wirklichkeit leben. (5, 21–6, 4)

3. Moderne Philosophen zu „Tod"

– Sartre

Nachdem lange Zeit der Tod als das Unmenschliche par excellence erschienen ist, da er das war, was auf der anderen Seite der

„Mauer" liegt, ist man plötzlich auf den Gedanken gekommen, ihn von einem ganz anderen Standpunkt aus zu betrachten, das heißt als Ereignis des menschlichen Lebens. Dieser Wechsel ist sehr erklärlich: der Tod ist ein Grenzstein, und jeder Grenzstein (ob er am Ende oder am Anfang steht) ist ein *Janus bifrons:* sei es, daß man ihn als zum Nichts an Sein gehörig betrachtet, das den betreffenden Ablauf begrenzt, sei es, daß man ihn, im Gegenteil, als mit der Reihe verbunden entdeckt, die er beendet. . . . So liegt der Schlußakkord einer Melodie mit einer ganzen Seite nach der Stille zu, das heißt nach dem Nichts an Klang, das auf die Melodie folgt- . . . die Stille, die folgen wird, ist im auflösenden Akkord als seine Bedeutung schon anwesend. Aber durch eine ganz andere Seite gehört er zu jenem Seins-*Plenum*, das die betreffende Melodie ist: ohne ihn würde diese Melodie in der Luft hängenbleiben und die Unbestimmtheit ihres Endes würde gegenläufig von Ton und Ton rückwärtsschreiten und jedem einzelnen den Charakter von etwas Unfertigem verleihen. . . . So verstanden, beeinflußt der Tod als Gegenströmung das ganze Leben . . . der Tod wird zum Sinn des Lebens wie der auflösende Akkord der Sinn der Melodie ist. . . .
Was man zunächst anmerken muß, ist der Absurdheitscharakter des Todes. In diesem Sinne muß jeder Versuch, ihn wie einen auflösenden Akkord am Schlusse einer Melodie zu betrachten, unbedingt als verfehlt bezeichnet werden. Man hat oft gesagt, wir befänden uns in der Lage eines Verurteilten, zwischen anderen Verurteilten, der den Tag seiner Hinrichtung nicht weiß, der aber sieht, wie täglich Mitgefangene hingerichtet werden. Das stimmt nicht ganz genau: vielmehr müßte man uns mit einem zum Tode Verurteilten vergleichen, der sich tapfer auf den letzten Gang vorbereitet . . . und der inzwischen von einer Grippeepidemie dahingerafft wird. Das hat die christliche Weisheit begriffen, die ja empfiehlt, sich auf den Tod vorzubereiten, als ob er zu *jeder Stunde* eintreten könnte.
(aus: Das Sein und das Nichts, Rowohlt Verlag, Reinbek b. Hamburg 1952, 670–72)

– Heidegger
Das „man stirbt" verbreitet die Meinung, der Tod treffe gleichsam das Man. Die öffentliche Daseinsauslegung sagt: „man stirbt", weil damit jeder andere und man selbst sich einreden kann: ja nicht gerade ich . . . Das Sterben, das wesenhaft unvertretbar das meine ist, wird in ein öffentlich vorkommendes Ereignis verkehrt, das dem Man begegnet. Die charakterisierte Rede spricht vom Tod als ständig vorkommenden „Fall". . . . Das verdeckende Ausweichen vor dem Tode beherrscht die Alltäglichkeit so hartnäckig, daß im Miteinandersein die „Nächsten" gerade dem „Sterbenden" oft

noch einreden, er werde dem Tod entgehen und demnächst wieder in die beruhigte Alltäglichkeit seiner besorgten Welt zurückkehren. Solche „Fürsorge" meint sogar, den „Sterbenden" dadurch zu „trösten". Sie will ihn ins Dasein zurückbringen, indem sie ihm dazu verhilft, seine eigenste, unbezügliche Seinsmöglichkeit noch vollends zu verhüllen.
(aus: Sein und Zeit, Max Niemeyer Verlag, Tübingen ^{6}1949, 253)

4. Augustinus über die „Ewigkeit"
Siehe, sind sie nicht voll ihres veralteten Irrtums, die zu uns sagen: „Was tat Gott, bevor er den Himmel und die Erde schuf?" . . . Die dies sagen, erkennen dich noch nicht, o Weisheit Gottes, . . . sie versuchen das Ewige zu verstehen, aber noch flattert ihr Herz um vergangene und künftige Veränderungen der Dinge und ist noch eitel (Ps 5, 10). Wer wird es halten und festigen, daß es ein Weilchen feststeht und ein wenig vom Glanz der stetig stehenden Ewigkeit erraffe und sie mit den Zeiten vergleiche, die nie stehen, und einsehe, daß sie unvergleichlich sei; und sehe, daß eine lange Zeit nur durch viele vorübergehende Bewegungen lang wird, die sich nicht zugleich erstrecken können; daß hingegen in der Ewigkeit nichts vorübergeht, sondern das Ganze Gegenwart sei, während keine Zeit als Ganze Gegenwart sei; und daß es sehe, wie alles Vergangene aus der Zukunft herausgestoßen wird und alles Zukünftige auf Vergangenes folgt und alles Vergangene wie Zukünftige aus dem geschaffen wird und ausgeht, das immer gegenwärtig ist? Wer wird das Herz des Menschen halten, daß es steht und sehe, wie die Ewigkeit, die steht ohne Zukünftiges und Vergangenes, die künftigen und vergangenen Zeiten bestimmt? . . . Wenn aber eines Menschen flüchtiger Geist zurückschweift durch die Vorstellungen von Zeiten und sich wundert, daß du, allmächtiger, allschaffender und allerhaltender Gott, unzählbare Jahrhunderte vor diesem großen Werk untätig ruhtest, so soll er aufwachen und merken, daß er über etwas Falsches sich wundert. . . . Denn eben die Zeit selbst hattest du gemacht und so konnte keine Zeit vergehen, bevor du die Zeiten geschaffen hattest. Wenn aber vor Himmel und Erde keine Zeit war, wieso fragt man, was du damals tatest? Es gab doch kein Damals, wo noch keine Zeit war. Auch du gehst ja nicht in der Zeit der Zeit voraus, sonst gingest du nicht allen Zeiten voraus. Sondern du gehst aller Vergangenheit voraus in der Erhabenheit der immer gegenwärtigen Ewigkeit und bist über alle Zukunft hinaus, weil sie jetzt noch zukünftig ist, und vergangen sein wird, wenn sie gekommen ist: du aber bist derselbe, und deine Jahre enden nie (Ps 101, 28).
(aus: Bekenntnisse, 11. Buch, Kap. 10–13)

DRITTER TEIL: INMITTEN DER EWIGKEIT

„Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen schweben
und schwinden wir
und messen unsre trägen Tritte
nach Raum und Zeit;
und sind (und wissen's nicht) in Mitte
der Ewigkeit."

(Johann Gottfried Herder)

Ewigkeit ist nicht, soviel wurde bereits ausgeführt, eine endlos lange Zeit, die der Gegenwart vorausgeht oder als Zukunft auf sie folgt. Sie trägt vielmehr die ganze Zeit bereits jetzt und immer als ihr letzter Grund. Wir aber gehen aus dieser Zeit in sie ein. Von diesem Eingehen spricht die christliche Lehre von den „Letzten Dingen". Auch diese sind nicht einfachhin etwas Künftiges. Zukünftig ist nur der Zeitpunkt, wo wir diese Zeitlichkeit verlassen, nicht aber die Ewigkeit, in die wir damit eintreten. So haben auch die „Letzten Dinge" alle einen gegenwärtigen Charakter und einen endgültigen. Sie gehören nicht in diese Zeit herein, aber sie berühren sie. Zukünftig ist unser Ausgehen aus der Zeit und damit die Offenbarlegung der Ewigkeit. Die Ewigkeit selbst aber ist bereits da – und die Aussagen über die „Letzten Dinge" treffen auch unsere Gegenwart. So wollen sie im Folgenden verstanden sein: was über unsere Zukunft hinausreicht, ist bereits unsere Gegenwart, eine überzeitliche, unvergängliche Gegenwart, in die wir hineinwachsen müssen oder die wir verlieren können, die wir aber endgültig und als unverhüllte erst durch den Tod hindurch erreichen: den „vollkommenen Besitz des schrankenlosen Lebens in seiner Fülle auf einmal", das ewige Leben Gottes, an dem wir in Christus Anteil haben.

I. DAS GERICHT

Und wie dem Menschen bestimmt ist, ein einziges Mal zu sterben und dann das Gericht folgt, so wurde auch Christus ein einziges Mal geopfert, um die Sünden vieler hinwegzunehmen. Ein zweites Mal wird er ohne Sünde erscheinen, denen zum Heil, die ihn erwarten. (Hebr 9, 27)

A. Das Verlangen nach einem Jüngsten Gericht

Im zweiten Teil haben wir den Satz erörtert: Alle Menschen müssen sterben. Und ich sagte, daß an diesen Satz weniger Leute glaubten als sie es sich selbst einbilden. Denn an einen Satz glauben heißt, ihn im Leben zur Kenntnis nehmen, verwirklichen. Mit dem Thema, das jetzt ansteht, ist es eher umgekehrt. An das Gericht glauben wohl mehr Leute als es sich eingestehen. Denn es ist in den Menschen aller Schattierungen zutiefst das Verlangen nach Gerechtigkeit verwurzelt, das Wissen, daß es da etwas geben muß. Man kann einen ganz verkommenen Menschen treffen, einen Bösartigen, der wird gewiß auch wütend, wenn ihm ein Anschlag mißlingt; aber er wird auf eine ganz andere Art empört, wenn er meint, es geschehe ihm Unrecht. Dieses Gespür hat auch der Verrohteste – jedenfalls wenn das Unrecht ihn selbst trifft. Er empört sich auf eine von seinem sonstigen Zorn ganz unterschiedliche Weise, wenn es darum geht, hier geschieht mir Unrecht. Das ist keinem zuzuschütten, dieses Empfinden: Recht muß letzten Endes werden. Und die Begründung für dies in uns eingewurzelte Verlangen der Gerechtigkeit? Nun, es ist vielleicht das Verlangen nach Sinn, nach Sinn unserer Handlungen. Wenn nämlich im letzten Gut und Böse auf das Gleiche hinausliefen, wären sie gleichgültig. Es wäre kein Unterschied mehr, ob man sich so oder so verhält. Im letzten käme doch dasselbe heraus. Es ließe sich kein Einsatz, kein Engagement mehr für irgendetwas begründen, sei es als noch so gut vorgestellt. Und hier

haben wir schon die Wurzeln für die Bedürftigkeit jeder Sorte von Humanismus, die sich rein innerweltlich begründen will, weil für sie in der Tat letzten Endes für jeden Menschen das Gleiche herauskommt: ein Kadaver und eine Handvoll Staub. Wie soll ich da noch begründen, daß es sich lohnt, für das Gute, für die Mitmenschlichkeit etwa, mein Leben einzusetzen. Wenn es im letzten kein Entscheiden gibt, kein Gericht, nichts, was festlegt, hie gut und da böse, nicht zwischen Menschen zunächst, sondern zwischen unseren Taten – dann sind Taten belanglos, dann kann ich nicht mehr verantwortlich handeln, dann kann ich keinen Anspruch mehr stellen, weder an andere, noch an mich. Und eben das können wir gar nicht bewußt aushalten und leben. Wir können bewußt kurzatmig bleiben und kurz denken, vorher abschalten; und deshalb kann man dann doch einen Humanismus propagieren, ohne weiterzudenken. Aber er bleibt ein kostenloser, ein billiger Humanismus. Er kann gar keine Kosten fordern, weil er nicht angeben kann, worauf letzten Endes diese Kosten hininvestiert werden.

Irdische Gerechtigkeit

Wir haben also dieses Verlangen nach Gerechtigkeit, daß nicht am Schluß der Böse genau so gut dastehen kann wie der Gute. Daß der, der sich plagt und müht und nach dem Gewissen handelt ein Leben lang, nicht am Ende ebensowenig sein Leben rechtfertigend überblicken kann wie der andere, der gewissenlos über Leichen geht. Dieses Verlangen jedenfalls haben wir: Verlangen nach gerechtem Gericht. Andererseits wird dieses Verlangen in dieser Welt nicht gestillt. In dieser Welt gibt es offenbar keine genügende Gerechtigkeit. Das, wonach wir aus sind, das gibt es im gegenwärtigen Leben nicht. Es ist so, daß der Mächtige und Einflußreiche, wenn es ihm nur gelänge, einflußreich genug zu sein – also nicht nur einen guten Rechtsanwalt auf seiner Seite zu haben, sondern etwa auch die Gesetzgeber, etwa auch die Presse –, wenn er wirklich mächtig und einflußreich genug ist, dann kommt er ungeschoren oder relativ ungeschoren davon. Und es ist einfach illusorisch zu meinen, die Schlechten nähmen in der Welt ein schlechtes Ende. Die wirklich großartig Schlechten enden selten im Zuchthaus, sie überleben. Denken wir nur an Stalin. Im ganzen hatte er ein erfolgreiches Leben; wie kaum ein anderer Politiker unseres Jahrhunderts hat er seine Pläne durchgesetzt; aus einem zerrütteten Land eine Weltmacht aufgebaut über Millionen von Leichen.

Nein, das ist wirklich Kurzsichtigkeit. Man braucht einen blauäugigen Kinderglauben voller Illusionen, zu meinen, in dieser Welt würden die Bösen bestraft und die Guten belohnt.

Man versucht in einem Rechtsstaat – und wir sagen, wir seien einer, natürlich – nicht nach Einfluß einer Person zu richten. Aber auch da gilt, der Reiche, der Einflußreiche, der Mächtige ist besser dran, auch vor Gericht, auch dort, wo offiziell kein Ansehen der Person gilt. Er hat einfach die besseren Gutachter, die besseren Rechtsanwälte. Und der andere, der Kriminelle, der aus einer miserablen Umgebung stammt, der ist von vornherein schlechter dran. Das ist das eine, noch deutlicher wird es sogar, wenn man nicht an Einzelpersonen denkt, sondern an ganze Gruppen. Wer da Interessenvertreter hat, sei es Kapital, sei es Gewerkschaft, der setzt sich eher durch wie der Außenseiter, der bloß allein steht; wer niemanden hat, der für ihn schreit, keinen Lärm machen kann und keine Demonstrationen, kommt zu kurz. Und noch einmal weiter, von den Interessengruppen im Staat weg zu den Staaten. Wer denkt denn da an Gerechtigkeit? Da gibt es Wohlhabende, die drei Viertel des Welteinkommens konsumieren und da gibt es Zurückgebliebene und Zukurzgekommene. Man macht sich kein Gewissen, denn die Gesetze sehen nicht vor, daß das ein Verbrechen sein könnte, in Indien oder sonstwo Leute verhungern zu lassen. Da sind wir ganz legal und mit ruhigem Gewissen ausgestattet. Wir halten das für gerecht, irdische Gerechtigkeit.

Natürlich gibt sich unser Hunger nach Gerechtigkeit, dieses

eingewurzelte Verlangen damit nicht zufrieden. Er möchte mehr, er möchte größere Gerechtigkeit. Und aus diesem Hunger heraus und aus dieser Erkenntnis, daß die Welt und die Gesellschaft, wie sie jetzt sind, dieses Verlangen nicht stillen, die Gerechtigkeit nicht bieten, ergibt sich eine andere illusionäre Macht, die sagt und vertröstet: nicht heute, sondern in Zukunft wird es diese Gerechtigkeit geben, etwa in den klassenlosen Paradiesen des Kommunismus. Er sagt, es wird einmal eine Gesellschaft geben, eine Welt, wo es gerecht zugeht. Das ist eine Überzeugung aus Glauben heraus, aus Kinderglauben. Man beklagt bisweilen den verlorenen Glaubenssinn der heutigen Generation. Ich weiß nicht, im Gegenteil, ich bezweifle es, ob zu irgendeiner Zeit so viel geglaubt worden ist wie heute. Man weiß nicht, ob man das mehr belächeln oder rührend finden soll, wie da kluge Leute, die sich kritisch nennen, Weißbärtige, voll Kinderglauben auf ein Paradies hoffen, wo alles gerecht sein wird, wo der Löwe neben dem Lamm lagern wird, wo der Parteifunktionär und der Mächtige selbstlos zurückstehen werden, wenn es um Gerechtigkeit geht. Das ist ein kindlicher Glaube, ein wenig rührend schon. Davon leben Millionen, lebt die halbe Welt, von einem solchen Glauben an Gerechtigkeit, an ein künftiges Reich, wo es gerecht zugehen wird. Allerdings bauen sie es auf über das Unrecht heute. Man braucht eine kindliche, naive Mentalität, um so etwas ernst zu nehmen, die Menschen zu kennen und zu meinen, es wäre dann irgendwo so, daß der, der mächtig ist, reich und einflußreich, daß der dann zurücksteht, von sich aus, selbstlos, um der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Nein, wenn man sieht, wie bereits Tiere um erste Ränge kämpfen – das ist bei Ratten und Mäusen und Affen schon so und setzt sich beim Menschen fort – wenn man das sieht, dann kann man nicht glauben, daß die irgendwann einmal von sich aus für volle Gerechtigkeit eintreten, ohne Ansehen der Person.

Rache statt Gerechtigkeit

Man kann es vor allen Dingen deshalb nicht glauben, weil

unser Sinn für Gerechtigkeit ein ganz anderer ist als der, den das Christentum im Auge hat, und als der, den wir im Innersten anzielen. Wir beurteilen Taten, nicht die Gesinnung; wir beurteilen Leistung, Erfolg vor allem, nicht Bemühung. Daß einer im Inneren sich anstrengt und Mühe gibt und gut ist, das geht unter. Wir beurteilen nicht, was der einzelne möchte, sondern nur, was er zustande bringt. Wir beurteilen nicht die Gesinnung, nicht das Herz, wir sehen bloß die Haut. Und wir richten auf eine Art, die Gott fremd ist. Unsere Gerechtigkeit wäre zu befragen, ob sie nicht aus Rache stammt. Unsere Gerechtigkeit basiert auf dem alttestamentarischen Satz „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Wenn wir einmal fragen, wie wir denn auf staatliche Gerechtigkeit aufbauen möchten, dann heißt es, wer Böses tut, dem soll Böses geschehen. Es wäre doch zu fragen, wie da etwas gut gemacht wird. Wenn ich jemandem, der ein Auge ausgeschlagen hat, auch noch eins ausschlage, dann sind zwei Augen weg. Das ist der ganze Erfolg.

Es geht hier nicht um Detailüberlegungen, wie Strafrecht zu begründen sei. Aber darauf ist doch hinzuweisen, daß der Verdacht sich jedenfalls erheben kann, daß unser Strafrecht in dem urmenschlichen, vielleicht aber könnte man sagen, im urtierischen Bedürfnis wurzelt, wenn einer mir auf die rechte Wange schlägt, dann schlage ich ihm auf die linke. Und wenn ich es nicht zustandebringe, zu schwach bin, dann fordere ich, daß der Staat das täte. Das ist eine Gerechtigkeit, die „Kopf ab" fordert für Mörder, das ist die verbreitete Gerechtigkeit, die wir haben. Und wir richten nach dem Üblichen, nach dem, was legal ist, und nicht nach dem, was im Herzen, im Gewissen ist. Dies sollten wir beachten. Wir sagen, irdische Gerechtigkeit soll angestrebt werden. Wir können nicht darauf bauen, daß diese irdische Gerechtigkeit das ist, worauf wir selbst im Innersten aus sind, worauf das Christentum aus ist. Richtet nicht, das wird zu leicht für Privatleute als Verbot aufgefaßt und nicht für uns alle: Richtet nicht, jedenfalls rächt nicht. Mit welchem Recht fügen wir Böses zu? Natürlich, wir sind befriedigt, das ist

ganz verständlich; wenn ein Mörder aufgehängt würde, wären mehr Leute befriedigt, als wenn er davonkommt – vielleicht aus dem Bedürfnis nach Gerechtigkeit. Aber daß wir befriedigt sind, beweist nichts. Wir sind auch befriedigt, wenn Triebe gestillt werden, einfach tierische, wenn wir den ersten Rang einnehmen, wenn wir unseren Hunger sonst gestillt bekommen oder unsere Sexualität befriedigt wird, sind wir auch zufrieden. Und wir sollten uns hüten, zu schnell, hier, wo es um Rache geht, eine höhere Wertordnung zu unterstellen. Wahrscheinlich, jedenfalls der Verdacht besteht, geht es um nichts anderes als um die Befriedung unserer Rachetriebe. Wir nennen das Gerechtigkeit.

B. Bedenken gegen ein Jüngstes Gericht

Nein, mir scheint, man kann nicht erwarten, daß in dieser Welt umfassend Gerechtigkeit geschieht in dem Maß, wie wir es möchten. Weder jetzt noch in Zukunft. Also wäre zu sagen, daraus resultiert dann der Wunsch, das Verlangen, vielleicht auch der Glaube an ein Gericht jenseits dieser Welt. Aber ist er besser? Auch dieser Glaube kann ja nicht behaupten, es gehe bon Gott her gesehen so zu, daß jetzt alles gerecht sei. Auch vor Gott, d. h. auch unabhängig von staatlicher Gesetzgebung ist es nicht so, daß es den Guten gut geht und den Bösen böse. Das mußte bereits das Alte Testament mühsam erfahren. Und es ist auch nicht so, daß die Bösen von Gewissensängsten geplagt wären. Wer wirklich im Grunde und zutiefst böse ist, der ist gewissenlos. Er schläft genauso ruhig wie der mit dem ruhigen Gewissen.

Gott straft nicht

Nein, es ist zu flach zu meinen, Gott straft. Freilich, es ist eine fromme Floskel, die oft gesagt wird, da ist einer verunglückt, weil er die Sonntagsmesse geschwänzt hat und dafür Ski gefahren ist, das war die Strafe Gottes, oder in ähnlichen Fällen. Nun, es verunglücken wahrscheinlich prozentual

genauso viele Besucher von Sonntagsmessen, wie solche, die sie schwänzen. Gott straft nicht. Das ist eine primitive Mentalität. In dieser Welt geht es den Guten nicht besser als den Schlechten, eher umgekehrt; eher dem, der raffiniert und gewissenlos weiß, sich in der Welt durchzusetzen, dem geht es gut und nicht dem, der vor Gott ein waches Gewissen hat. Das müßten sich besonders fromme Leute ein wenig einprägen, um ein leichtfertiges Geschwätz von Strafe Gottes da und dort zu verhindern, das stimmt einfach nicht. Und eine Lüge kann nicht fromm sein. Das Wort fromme Lüge ist selbst eine Lüge. In dieser Welt ist die Ordnung nicht so, daß die vor Gott Guten besser dran sind. Das ist schlechthin gelogen. Das wäre das eine.

Das andere: wenn der Kommunismus vertröstet auf eine künftige Zeit und Gerechtigkeit – ist es hier nicht noch schlimmer? Sagen denn nicht auch die Christen, ja irgendwann am Jüngsten Tag, und das gilt doch als ein Bild für Vertröstung auf sehr ferne Zeit, da wird dann Gerechtigkeit geschehen. Am schlimmsten aber scheint mir als Glaubensschwierigkeit das dritte, was ich sagte, weshalb irdische Gerechtigkeit ungenügend ist: Wir verschieben das, was in unserem Herzen eigentlich Rachebedürfnis ist, auf Gott und sagen, Gott wird rächen.

Es ist wirklich einmal prinzipiell die Frage zu stellen, was macht Strafe eigentlich gut? Wie gesagt, man kann in der Staatsordnung sich darüber streiten, ob das sein muß, damit überhaupt ein menschliches Zusammenleben möglich sei. Nur, geht es an, das christlich zu verbrämen und zu sagen, das sei Forderung göttlicher Gerechtigkeit? Wer kann mir denn einmal klar machen, was Leid, zugefügtes Leid an moralischer Schuld gut gemacht? Wenn einer ein Verbrecher ist und ein Bösewicht, und ich quäle den, was ist dadurch gutgemacht? Was – außer meinem Rachebedürfnis – befriedigt? Hier wäre wirklich eine Frage aufzurichten in der normalen Glaubensüberlegung, die von hierher göttliche Rechtfertigung für irdisches Rachedenken holen will. Das also wäre die Schwierigkeit, der man ausgesetzt ist, wenn man

sagt: „Es gibt ein Gericht nach dem Tod, wo dann die Bösen bestraft werden. Hier geht es den Guten schlecht und den Bösen gut, und das muß dann umgekehrt werden!" Vertröstung wäre es, eine zweifelhafte und – mir scheint – gefährliche, weil Gott eine Rache unterschoben wird. Gewiß, wir können nicht die Schrift leugnen, wo es heißt, „Mein ist die Rache, spricht der Herr", aber wir müssen doch fragen, wie das zu verstehen ist, denn unsere Art von Rachebedürfnis können wir ihm nicht unterschieben.

Jetzt ist das Gericht

Eine andere Schwierigkeit ist eher theologischer Art, nämlich eine, die auftritt, wenn ich mir nun vorstelle, wie das Jüngste Gericht vonstatten gehen soll. Da heißt es meist, das geschehe zweimal, nämlich einmal nach dem Tod, dann werde die einzelne Seele gerichtet und zum anderen Mal am Jüngsten Tag. Und das macht nun eine eher komische Schwierigkeit. Wenn ich mir nämlich vorstelle, es sei ein guter Mensch, der da gerichtet würde, der käme – jetzt schildere ich einmal einen etwas naiveren Glauben – fünf Wochen oder drei Jahre ins Fegfeuer und dann in den Himmel; das wäre sein Urteilsspruch. Und dann wäre er hundert, siebenhundert oder siebentausend oder sieben Millionen – einerlei wieviel – Jahre im Himmel. Schließlich käme das sogenannte Jüngste Gericht. Dann würden also Posaunen erschallen und er würde aufgefordert, anzutreten zur Auferstehung des Leibes. Und das scheint mir komisch. Der könnte doch sagen, was soll das? Ich habe meine Seligkeit und Vollendung erreicht, wozu diese Störung? Bloß um auch noch publik zu machen, wie es den anderen ergangen ist? Und wie die gerecht gerichtet werden? Das scheint mir nicht sehr sinnvoll, nicht sehr glaubhaft. Das wäre also eine spezielle Schwierigkeit, die, die den Unterschied zwischen Einzel- und allgemeinem Gericht betrifft.

So haben wir einerseits das Verlangen, an eine endgültige Gerechtigkeit zu glauben, andererseits einige Schwierigkeiten, sie anzunehmen. Mir scheint aber, diese Schwierigkeiten zeigen nur, wo der Glaube schief ist. Sie treffen das nicht, was richtig ist. Sie zwingen uns allerdings vielleicht, unseren Glauben ein wenig zu korrigieren.

Erstens ist die Schwierigkeit zu betrachten, das Gericht nach dem Tod sei eine Vertröstung. Und da liest man bei Johannes, wie Jesus sagt: „Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt". Das ist eine wichtige Aufklärung. Das Gericht ergeht nämlich nicht einfachhin nach dem Tod. Das Gericht ergeht jetzt über diese Welt. Das Gericht ergeht dadurch über diese Welt, daß wir gut oder böse sind. Wir häufen in uns in Taten und Wünschen und Gesinnungen einen Bestand auf. Wir bauen uns selbst auf zu einer bestimmten Person. Das ist das Gericht. Weil nämlich im Tod diese Person festgeschrieben wird. Das wäre das erste ganz Wichtige: Das Gericht ist kein Spruch, der irgendwann nachher aufgrund eines Buches des Lebens ergeht. Das Buch, worin die Taten des Lebens aufgeschrieben sind, das sind wir selbst. Wir selbst werden aufgeschlagen, und es wird gezeigt, was wir sind, wer wir waren. Das Gericht ergeht jetzt – in jeder Tat und jedem Gedanken. Es ist zunächst erschreckend, wenn wir im Evangelium lesen, der Mensch würde über jedes unnütze Wort gerichtet (Mt 12, 36). Aber das ergibt sich beinahe von daher selbstverständlich: Über jedes Wachen und Schlafen und Essen und Spazierengehen und Arbeiten wird gerichtet, weil es uns ausmacht. Das Gericht ergeht jetzt – sogar schon in seinem Lohn- und Strafcharakter. Ich sagte vorhin und bleibe dabei, daß es den guten Menschen nicht besser geht auf dieser Welt und sie auch nicht das bessere Gewissen haben, eher umgekehrt; die guten Menschen haben eher das schlechtere Gewissen, machen sich mehr Gedanken und Sorgen und Zweifel. Und doch sind sie die Belohnten. Der Grundlohn, den der Mensch empfangen kann, ist nämlich der, gut zu sein. Nicht irgendetwas, was ihm zugefügt wird, sondern etwas, was er ist. Und das ist Geschenk Gottes. Das ist jetzt schon Geschenk und Lohn, wenn wir das in uns sammeln. Sammelt euch Schätze im Himmel, heißt es. Gemeint ist eben das, Schätze, die da gelten.

Unser Leben ist das Gericht

Was aber bringt dann noch, wäre die Frage, das Gericht im Tod? Dreierlei. Im Grunde nichts Neues und Zusätzliches, sondern es schreibt fest, was ist. Der Tod ist endgültig. Es ist dem Menschen bestimmt, einmal zu sterben, dann kommt das Gericht, heißt es im Hebräerbrief. Das heißt also, so wie der Mensch im Tod ist, ist er endgültig. Das unterscheidet die Gerichtsstunde, die Todesstunde ist, vom Leben. Im Leben ist es auch so, machen wir uns nichts vor, daß das, was wir getan haben, endgültig ist. Keine Buße und Reue macht Geschehenes ungeschehen. Nur wir selbst können, solange wir leben, uns noch ändern, aus diesen Taten noch einmal heraus uns zum Guten kehren. Aber die Taten bleiben. Und wir – jeder – bleiben der, der diese Taten getan hat und unterlassen hat. Im Tod allerdings ist diese Möglichkeit, noch einmal umzukehren, aus und vorbei. Warum? Es steht ein wichtiger Satz, was die Letzten Dinge angeht, in der Apokalypse des Johannes: „Es wird keine Zeit mehr sein." Solange wir leben, haben wir Zeit, nicht verstanden als Muße, sondern, wie haben ein Früher und Später. Wir können früher schlechter und später besser sein und umgekehrt. Mit dem Tod endet die Zeit, das Früher und Später. Und deshalb gibt es keine Möglichkeit mehr, früher schlechter und später besser zu sein. Der Tod schreibt uns endgültig fest, wie wir sind. Das ist das erste Moment dieses Gerichts. Wir werden nicht verurteilt, noch einmal, wir werden bloß festgelegt.

Das Zweite: Der Tod nimmt uns die Vertröstung. Wir haben nämlich in der Welt die Möglichkeit, uns hinwegzulügen über den Zustand, den wir einnehmen. Wir können uns vormachen, wir seien gar nicht so, wie wir sind. Wir können soundsoviele Schichten dazwischen schieben vor unser Gesicht, und das nicht aufkommen lassen. Wir können weg von uns in die Welt flüchten. Und diese Flucht wird im Tod nicht mehr möglich. Es geht uns auf, wer wir sind, ohne Möglichkeit, uns zu verstecken. Das ist in der Schrift angedeutet, wenn, als Reaktion der Menschen auf das Gericht,

der Satz dasteht: „Sie rufen, Berge fallt über uns, Hügel bedecket uns." Jetzt haben wir immer Verdeckungsmöglichkeiten, dann nur noch Bloßstelkung.

Das Dritte: Wir werden keine Entschuldigung mehr haben. Man könnte nämlich sagen: „Alles, was hier erklärt wurde, ist richtig. Aber was soll der Satz, den wir glauben: ‚Christus wird kommen zu richten die Lebenden und die Toten?' Was spielt er für eine Rolle, wenn Gott nicht der ist, der verwirft, und nicht der ist, der sich rächt. Inwiefern kann Christus als Richter geglaubt werden?" Nun, Richter kann einer sein, nicht nur indem er verdammt oder verurteilt, sondern auch indem er das Richtmaß, die Richtschnur, anlegt. Und zwar derart, daß auch Entschuldigungen wegfallen. Und wir werden, wie es im Matthäus-Evangelium heißt, gerichtet, ausschließlich nach unserem Verhalten den Mitmenschen gegenüber: Ihr habt die Armen gehabt, die Hungrigen, und habt sie nicht gespeist usw. Und was ihr denen nicht getan habt, was ihr dem Geringsten – heißt es – nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan. Und damit ist uns eine wichtige Entschuldigung aus der Hand geschlagen. Man könnte nämlich sagen: „Ich würde schon gern gut sein, aber die Menschen sind es ja nicht wert. Da ist ja doch ein Hund dankbarer. Die Menschen sind undankbar und gemein, die verdienen doch meine Selbstlosigkeit nicht. Schau sie doch an. Die da in Indien verhungern, sind doch im Grunde, wenigstens teilweise, selbst dran schuld, weil sie nicht genügend arbeiten, keine Organisation haben, weil ihre Chefs korrupt sind usw. Die, die wir da lieben sollten, verdienen doch unsere Liebe nicht." Und im Gericht wird uns nichts anderes entgegengehalten als: „Die, die wir da lieben sollten, das bin ich selbst", sagt Jesus zu uns. „Sie sind eins mit mir, auch die Geringsten. Was ihr dem Geringsten tut, das habt ihr mir getan. Und was ihr dem Geringsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan." Das ist das Gericht. Es wird uns die Entschuldigung genommen, es gäbe Menschen, die so gering seien, daß sie das nicht verdienen, daß wir uns für sie einsetzen.

Und es wird uns eine zweite Entschuldigung genommen, nämlich, wir könnten es ja gar nicht, wir seien doch so eingewurzelte Egoisten. Da kommt eine Demut heraus, die sich drücken will, die sagt, wir sind so schwach und erbärmlich, wir können gar nicht so sein, wie wir sollen. Das wäre die zweite Entschuldigung, und die wird uns auch genommen. Weil Christus sagt: „In meiner Kraft könnt ihr alles." Paulus sagt: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt." Nur müssen wir uns darauf einlassen. Christus ist Richter, nicht als einer, der verwirft, sondern als der Gekreuzigte, der sagt, der zeigt: Ich bin für alle Menschen gestorben, kannst du irgendeinen ablehnen? Und ich bin für dich gestorben; kannst du sagen, du bist nicht zur Liebe fähig? Kannst du mich Lügen strafen? Das und nichts anderes ist Gericht.

C. Wer glaubt, wird nicht gerichtet

Im Grunde zusammengefaßt ist Gericht die Begegnung, die offene Begegnung zwischen uns, wer wir sind, was wir sind, mit der unendlichen Liebe, mit Gott. Nicht mit Gott, der uns verwirft. Mit einem Gott, der uns verwirft, könnten wir noch rechten, könnten wir sagen, gut, du bist gegen mich. Er ist nicht gegen uns, er ist für uns. Ob Sie es nachfühlen können? Wenn Sie jemals einem Menschen, der gut war, aus vollem Herzen gut war zu Ihnen und nichts sonst, ohne Rache und ohne Vorrechnung und ohne Ansprüche, bloß gut, wenn Sie diesem Menschen Unrecht getan haben, und wenn Sie dem dann begegnen – wieviel lieber wäre es Ihnen, wenn er empört nach Rache schreiend, bestrafend auf Sie zu käme. Es wäre noch ein Funke heimlicher Rechtfertigung. Und der ist uns genommen. Gott kommt nicht als der Rächende. Es ist gerade eine Verzerrung, wenn wir das Gericht Gottes als Rache Gottes darstellen. Er kommt als der, der uns liebt und wenn wir dann in Selbstsucht, in Unbarmherzigkeit vor Ihm stehen, ist das allerdings ein schreckliches Gericht. Nicht weil er Ureilssprüche verkündet, sondern weil wir entdecken, wer wir sind. „Es werden euch die Augen aufgehen", heißt es als Folge der ersten Sünde. Es ist letzte Folge aller Sünden. Machen wir uns nicht eine Theaterszene vor, als ob das Gericht eine Art Bühne sei mit Ankläger und Verteidiger und Gerichtsbeschlüssen und Urteilsverkündung.

Das Gericht ist nichts als unser Leben, das was wir da aus uns machen, und dieses endgültig und vor dem Angesicht Gottes. Wenn wir Angst haben vor dem Gericht, müssen wir keine Angst haben vor Gott, sondern Angst vor uns, vor sonst niemand. Im Jakobusbrief heißt es – als Zusammenfassung dieser Überlegung: „Das Gericht ist erbarmungslos gegen den, der sich nicht erbarmt" – nicht als Urteilsspruch, sondern als Aufdeckung –, „Erbarmen aber triumphiert über das Gericht." Und das ist dasselbe, was im Johannesevangelium verkündet wird: „Wer glaubt" – und das heißt nun nicht, wer irgendeinen Satz für wahr hält, sondern wer aus dem Glauben lebt, so lebt wie Jesus, wer in diesem Sinn glaubt – „wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, ist schon gerichtet." Weil unser Leben das Gericht ist, richten wir uns selbst, je nachdem ob wir die Gnade Gottes ablehnen oder annehmen. Wer sie ablehnt, ist gerichtet, und der Tod macht es offenbar und endgültig. Wenn wir sie aber annehmen, brauchen wir kein Gericht zu fürchten. Es liegt an uns, ob wir uns verurteilen oder uns freisprechen lassen, jetzt, denn jetzt ergeht das letzte Gericht über die Welt; die Weltgeschichte ist das Weltgericht und unsere Lebensgeschichte ist das unsere, aus dem uns nur Christus freisprechen kann.

Denkanstöße zu „Gericht"

1. Altes Testament
– Psalm 76
Wenn du drohst, Gott Jakobs, erstarren Rosse und Wagen.
Furchtbar bist du; wer kann bestehen vor dir, vor der Gewalt deines Zornes?

Vom Himmel machst du das Urteil bekannt; Furcht packt die Erde,
und sie verstummt, wenn Gott sich erhebt zum Gericht,
um allen Gebeugten auf der Erde zu helfen.
Denn auch der Mensch voll Trotz muß dich preisen,
und der Rest der Völker dich feiern.

– Jesaja
Der Herr steht bereit, Recht zu sprechen; er steht da, um sein Volk zu richten. Der Herr geht ins Gericht mit den Ältesten und Fürsten seines Volkes: Ihr, ihr habt den Weinberg geplündert; eure Häuser sind voll von dem, was ihr den Armen geraubt habt. Wie kommt ihr dazu, mein Volk zu zerschlagen? Ihr zermalmt doch das Gesicht der Armen – Spruch des Herrn der Heere. (3, 13–15)

– Zefanja
Aber der Herr tritt für das Recht ein in ihrer Mitte, er tut kein Unrecht. Morgen für Morgen fällt er das Urteil, es fehlt nie beim Aufgang des Lichts. Doch der Böse kennt keine Scham. Ich habe ganze Völker ausgerottet, ihre Zinnen liegen zertrümmert am Boden. Ich habe ihre Straßen entvölkert, keiner geht dort mehr umher; ihre Städte sind verwüstet, ohne Menschen, ohne Bewohner. Ich dachte: Sicher fürchtest du mich jetzt, nimmst dir die Warnung zu Herzen; und alles, was ich ihnen auftrug, werden sie immer vor Augen haben. Aber nein! Sie begingen immer weiter all ihre schändlichen Taten. Darum wartet nur – Spruch des Herrn – auf den Tag, an dem ich auftreten werde als Kläger. Denn ich habe beschlossen: Die Völker will ich versammeln und die Königreiche aufbieten und meinen Groll über sie ausschütten, die ganze Glut meines Zornes. Denn vom Feuer meines Eifers wird die ganze Erde verzehrt. (3, 5–8)

2. Neues Testament
– Matthäusevangelium
Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommt und alle Engel mit ihm, wird er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen, und alle Völker werden vor ihm zusammengerufen werden und er wird sie voneinander scheiden. . . . Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, ihr, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist. Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr gabt mir zu trinken; fremd war ich und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen. Ich war nackt, ihr habt mich bekleidet; ich war krank, ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu

mir gekommen. Dann werden die Gerechten antworten: Herr, wann hätten wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig, und hätten dir zu trinken gereicht? Oder wann hätten wir dich fremd und obdachlos gesehen und dich aufgenommen, oder nackt und hätten dir Kleider gegeben. Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind dann zu dir gekommen? Darauf wird der König ihnen antworten: Wahrhaftig, ich sage euch, was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. (25, 31–40)

– Johannesevangelium
Jetzt ist das Gericht über diese Welt; jetzt wird der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen werden. Aber wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen. (12, 31f)

– Apokalypse
Dann sah ich: Ein anderer Engel flog im Zenit. Er hatte eine ewige Botschaft den Bewohnern der Erde zu verkünden, allen Nationen, Stämmen, Sprachen und Völkern. Er rief mit lauter Stimme: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre! Denn die Stunde seines Gerichts ist gekommen. . . . Jetzt muß sich die Standhaftigkeit der Heiligen bewähren, die an den Geboten Gottes und an der Treue zu Jesus festhalten. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel her rufen: Schreibe! Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, von jetzt an, ja, sie sollen ausruhen von ihren Mühen, spricht der Geist, denn ihre Taten gehen mit ihnen. Dann sah ich eine weiße Wolke. Auf der Wolke thronte einer, der einem Menschen gleicht. Er trägt einen Goldkranz auf seinem Haupt und eine scharfe Sichel in seiner Hand. Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel und rief ihm, der auf der Wolke saß, mit lauter Stimme zu: Schick deine Sichel aus und ernte! Denn die Zeit zu ernten ist gekommen: die Ernte der Erde ist überreif geworden. (14, 6f. 12–15)

3. Helmut Graf Moltke
Daß die Vernunft und mit ihr alles, was wir an Kenntnis und Wissen mühsam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürfen wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unser irdisches Dasein. Ob wir das zu wünschen haben, ist eine andere Frage. – Wie, wenn einst unser ganzes Leben, unser Denken und Handeln vor uns ausgebreitet daläge, und wir nun selbst unsere eigenen Richter würden, unbestechlich, erbarmungslos? . . . Wenn, wie der Apostel Paulus schreibt, einst der Glaube in die Erkenntnis, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht und nur die Liebe besteht, so dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen.

4. M. Horkheimer
Wir haben nur die unstillbare Sehnsucht nach einem Anderen, danach, daß alles Furchtbare, das in dieser Welt sich ereignet, das unverdiente, grauenvolle Schicksal einzelner Menschen kein Endgültiges sei. Diese Sehnsucht entsteht notwendig, wenn man die bisherige Geschichte betrachtet . . . ich glaube, auch Adorno hat so gedacht: Die *Behauptung* der Existenz eines allgütigen und allmächtigen Gottes sollte umgewandelt werden in die *Sehnsucht* nach der Existenz eines allgütigen und allmächtigen Wesens, das dafür sorgen wird, daß das sich in der Geschichte ereignende Unrecht nicht auf Dauer ein solches Unrecht bleibt.
(aus: C. Grossner, Verfall der Philosophie, Nymphenburger Verlagshandlung, München)

5. J. R. Becher
Unsere Leiber zerfallen,
graben uns singend ein:
Berauchte Abende wir,
Machtsturm- und meerverscharrt.
Heißes Blut vertrocknet,
Eitergeschwür verrinnt.
. . .
„*Ja –, verfaulter Stamm . . .*"
Schimmel geächz gestöhn.
Unter wimmelnder Himmel Furcht
Furchtbarer Laut ertönt:
Pauke. Tube gedröhn.
Donner. Wildflammiges Licht
Zimbel. Schlagender Ton.
Trommelgeschrill. Das zerbricht. –
Der ich mich dir, weite Welt,
Hingab, leicht vertrauend,
Sieh, der arme Leib zerfällt,
Doch mein Geist die Heimat schaut.
. . .
Verfinsterung. Erde- und Blutgeschmack.
Knäuel. Gemetzel weit . .
. . . „*Wann erscheinest du, ewiger Tag?*
Oder hat es noch Zeit?
Wann ertönest du, schallendes Horn
Schrei du der Meerflut schwer?
Aus Dickicht, Moorgrund, Grab und Dorn
Rufend die Schläfer her?" . . .
(aus „Verfall", in: Menschheitsdämmerung, Limes Verlag, Wiesbaden; © Aufbau-Verlag, Berlin)

II. DIE HÖLLE

A. Zur Begründung von Hölle

Wenn schon der Satz, daß alle Menschen sterben müssen, nicht leicht zu glauben ist, nämlich so, daß er unser Leben prägt, und wenn auch das Gericht, das wir über uns vollziehen und das sich im Tod vollendet, auf Glaubensschwierigkeiten stößt, so folgt nun mit dem dritten der „Letzten Dinge" ein Thema, das auf so viel spontanen Protest stößt, daß man es am liebsten umginge. Denn es stellt – zumal in oft verzerrter Darstellung – eine harte Zumutung an die Glaubensbereitschaft gerade auch derer, die sich zu Gott bekennen. Ich meine die Lehre von der Hölle. Sie galt in der Barockzeit als beliebtes Thema. Über die Hölle zu predigen, war auch in Volksmissionen üblich und wichtig. Nun ist es still geworden. Man redet nicht mehr davon. Bestenfalls noch um zu drohen. Und da haben wir schon einen Grund, weshalb die Hölle auf Schwierigkeiten stößt, denn das Evangelium heißt „Frohbotschaft"; und man darf sie nicht in eine „Drohbotschaft" umfälschen. Es genügt dann nicht der Hinweis, daß man sagt, im Neuen Testament – im Alten Testament kommt sie noch weniger vor – werde die Hölle deutlich vor Augen gestellt. Denn man könnte einwenden: In der Schrift gibt es viele Bilder.
Bereits der hl. Augustinus – das ist also keine Erfindung der modernen Exegese – hat vor eineinhalb Jahrtausenden gesagt: wer die Schrift in allem wörtlich nähme, wäre kindisch. Er bezog das auf die Schöpfungsgeschichte: wenn ich mir Gott vorstellen würde als einen, der Lehm knetet und anhaucht, dann ist das kindisch. Zunächst kindlich, einem Kind angemessen, auch einem primitiveren Volk vielleicht. Aber heutzutage wäre es in der Tat kein Zeichen von Glaubensgesinnung, bei diesem Bild zu beharren, sondern von kindischem Sinn. Man könnte nun sagen, vielleicht ist es doch auch so mit der Hölle.

Oder ist die Hölle doch nicht nur als Bild, sondern offenbar als Beschreibung einer Wirklichkeit gemeint? Mir scheint: Ja, denn das Gericht verlöre seinen Sinn, wenn es mit einer Generalamnestie, mit einer allgemeinen Begnadigung endete. Es verlöre nicht nur das Gericht seinen Sinn, sondern auch der Ernst unseres Lebens verlöre sein Gewicht. Wenn ich – ein Bild – Kindern eine Rechenaufgabe gebe und sage, jetzt schaut einmal, was herauskommt – und am Ende, wenn sie sich angestrengt haben, versucht haben, eine Lösung zu finden, sammle ich das ein und werfe alles in den Papierkorb und erkläre, es ist alles gleich gut, dann würden sie sich mit Recht ein wenig empören und würden sagen, wozu dann diese ganze Rechnerei. Und man könnte nun verschärft sagen: Falls Gott von uns fordert, im Leben dieses oder jenes zu tun, und zum Schluß – wenn sich der eine geplagt hat und der andere nicht, wenn der eine der reiche Prasser war und der andere der arme Lazarus – heißt es: „Liefert ab, was ihr da vorzuweisen habt. Es wird in den Papierkorb der Weltgeschichte gelegt, es ist alles wieder gut!" Dann verlöre das Leben sein Gewicht. Die Menschen würden nicht für voll genommen. Was immer sie tun und worüber sie sich auch plagen, letzten Endes wäre es gleichgültig. Das haben wir schon beim Gericht gesagt, es gälte alles gleich, und es wäre nichtig. Und Gott spielte uns etwas vor, wenn er im Neuen Testament sagen läßt: „Wenn Dein Auge Anlaß ist zur Sünde, reiß es aus, wirf es weg. Es ist besser mit einem Auge in das ewige Leben zu gehen, als mit zweien in das ewige Feuer." Man könnte wirklich keinen Anspruch an die Menschen stellen.

Ein Humanismus, der mit dem Tod aufhört, der kann keine Ansprüche stellen; der geht, solange es billig ist, es mich nichts kostet, solange er wie eine Tierliebe ist; das ist „human", sagt man dann, das ist nicht greuelhaft, es paßt in unser Weltbild, dann tut man es. Aber wehe, wenn es ans Geld oder gar an die Haut ginge, dann würde ich Schluß machen, und sagen: „Soweit geht meine Nächstenliebe nicht!" Sie darf mich nichts kosten. Auf keinen Fall könnte

das Wort da stehen: „Der hat die größte Liebe, der sein Leben hingibt für seine Freunde." Das, was letzten Endes in jeder Nächstenliebe gefordert ist, ist unser Blut; machen wir uns nichts vor, es geht nicht billig zu in der Welt! Das wäre ein Grund zu sagen: Es muß auch aufs Ganze gesehen die Möglichkeit bestehen, daß man scheitert, daß man sich verkehrt entschieden hat, daß man wirklich böse gewesen, geworden ist und nicht alles von Gott als gut erklärt wird, einerlei, was der Mensch tut. Das hieße den Menschen nicht für voll nehmen. Und Gott nimmt ihn für voll. Also scheint es – beinahe ein wenig philosophisch theoretisiert – muß es so etwas wie Hölle geben.

B. Unglaubhafte Hölle

Aber wenn man den Glauben nimmt, wie er uns so vorgelegt wird, wird es schwierig. Ich zitiere aus dem Gedächtnis ganz kurz aus einem modernen Handbuch, was da von der Hölle gelehrt wird: Erstens, die Hölle ist ewig; zweitens, jeder, der im Stand der schweren Sünde stirbt, kommt eben in diese Hölle. Sie besteht aus einer Strafe der Verdammung und aus einer Strafe der Sinne. Die Verdammung heißt Verwerfung vor dem Angesicht Gottes, Strafe der Sinne heißt zusätzliche körperliche Pein. Und dann wird noch erklärt, warum sie ewig sei, weil nämlich die in der Todsünde Sterbenden verhärtet seien, hartnäckig im Bösen; wenn man da noch einmal weiterfragt: Warum?, heißt die Antwort: Weil Gott ihnen eben die Gnade weiterer Bekehrung versagt. Da ist ein Bild des Evangeliums ausgesponnen: Man hat einem Baum drei Jahre Zeit gegeben, fruchtlos, und noch ein viertes. Aber irgendwann sagt Gott: „Genug, hackt ihn um, mir reicht es!" Und dann kommt einer in die Hölle. Wenn man nun diesen Glauben mit Phantasie unterlegt, scheint mir, kommt etwas Gräßliches heraus.

Ein grausamer Gott?

Probieren wir diese Phantasie durch! Probieren wir Folgen-

des: Ein Ehemann hat sich für seine Familie abgemüht, einigermaßen anständig gelebt, hat niemanden übervorteilt und seine Kinder noch gut erzogen; mit sechzig Jahren macht er einen Kuraufenthalt, da trifft er eine jüngere attraktive Frau. Er ist weg von seiner Familie, und er geht mit ihr ins Bett, obwohl er weiß – er ist ja katholisch erzogen –, daß das schlecht, sehr schlecht ist. Das ist das, was die Moral Todsünde nennt: Ich weiß es, und tue es trotzdem. Dann regt er sich darüber auf, es trifft ihn der Schlag – tot. Dann kommt er in die Hölle. Diese Hölle, die besteht in einer ewigen Qual. Ewig verstanden – wie denn? Nun, da gibt es auch Volksmissionars-Bilder, die sagen: Was ist die Ewigkeit? Ewigkeit und Donnerwort! Und sie malen das so aus: das sei wie ein diamantener Berg, zehntausend Meter hoch, ein Vogel kommt alle hundert Jahre einmal und wetzt seinen Schnabel daran. Wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist erst eine Sekunde der Ewigkeit vorbei. Und die Qual ist ungeheuer.

Dieses Bild von einer anderen Seite beleuchtet: Nehmen wir an, es gäbe irgendwo so etwas wie einen gerechten Staat, keine Tyrannei. Und in diesem Staat gäbe es Umstürzler. Aso zunächst einmal ungerechte Menschen. Ohne Recht würden sie versuchen an die Macht zu kommen, vielleicht noch um die Schätze des Staates an sich zu reißen und die Bevölkerung zu unterdrücken, auszubeuten. Und sie würden bei diesem Versuch des Staatsstreiches übermannt und zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt – das gäbe es in diesem Staat. Also, folgendes ist angesetzt: Die Verurteilten seien schuldige Menschen, die bei einem versuchten Umsturz auch noch grausam Kinder und Frauen umgebracht hätten. Nun wäre aber in diesem Lager, in das diese Leute kämen, eine Art Konzentrationslager, da wäre ein Aufseher, der sadistisch veranlagt wäre, und er würde diese schuldig Eingesperrten drangsalieren und peinigen und quälen, bösartig und haßerfüllt, solange er sie bei sich hätte. Und den würde dann auch der Schlag treffen. Dann käme er, dieser KZ-Scherge, für seine Quälerei auch von Schuldigen,

in die Hölle. Denn wer haßt, ist ein Mörder, und kein Mörder hat das ewige Leben, steht in der Schrift. Was aber geschieht nun in der Hölle? Er, der Schuldige gequält hat mit ausgesuchten Grausamkeiten, der wird nun, nicht wie er es getan hat, zehn Jahre lang, sondern eben hundert, tausend, hunderttausend Jahre und weiter und weiter und weiter und weiter auf noch viel grausamere Weise gequält.

Wenn auf Grund dieser Vorstellung einer kommt und sagt: „An die Hölle glaube ich nicht!", weil er nämlich dieses Phantasiebild im Hinterkopf hat, dann sage ich: „Du bist nicht weit vom Reich Gottes." Denn wer das glaubt, ist gotteslästerlicher als jeder Atheist. Das muß einem einmal aufgehen, daß man in einem Glauben und versuchten Festhalten an der sogenannten alten Wahrheit gotteslästerlich sein kann, schlimmer als jeder, der sagt: „Gott gibt es nicht, kümmert uns nicht!" Warum denn? Ja, weil hier doch Gott zu einem KZ-Schergen abnormen Ausmaßes aufgebläht wird. Dasselbe, wofür der andere in die Hölle kam, das würde Gott hier tun, nur auf viel grausamere und unbarmherzigere Weise. Das Wort der Schrift: „Seid barmherzig wie euer Vater im Himmel!", würde umgefälscht: „unbarmherzig wie euer Vater im Himmel". Denn der hätte auch nach hundert, tausend, hunderttausend Jahren nicht genug gequält. Welcher einigermaßen mit einem Rest von Herz Ausgestattete würde nicht nach Jahrzehnten der Quälerei sagen: „Es ist genug!"? Und Gott, von dem wir glauben, er sei die Liebe, sollte das nicht tun? Das ist doch offenbarer Widerspruch: Die Hölle – und „Gott ist die Liebe".

Kein billiger Ausweg

So sieht man, daß es nur zu verständlich ist, wenn Leute sagen, das glaube ich nicht, daß es die Hölle gibt, und wenn sie versuchen, um das Wort der Schrift herumzukommen, indem sie sagen: „Das ist doch nur ein Bild." Aber sie sind dann in einer schwierigen Lage. Weil ja einerseits unsere eingangs gemachte Überlegung gilt, daß der Mensch sonst zu einem Hampelmann wird: gleichgültig was er tut, am

Ende ist schon alles richtig. Und andererseits: wie kann Gott die Liebe sein, und wie kann es Hölle geben?
Hier könnte man einwerfen: „Solche Überlegungen sind gefährlich. Das ist ja ein Fall, wo uns Glaubenszweifel eingeimpft werden. Denn da wird ja gesagt: Die Hölle, das kann doch gar nicht so sein! – Also Glaubenszweifel, also höre ich weg, damit ich dennoch glauben kann." Und ich sage: „Wenn du trotzdem glaubst, so wie ich das geschildert habe, dann würde ich allerdings den Glaubenszweifel, ja den Unglauben vorziehen!" Dieser Glaube ist nicht nur lächerlich, er ist lästerlich.
„Glaubenszweifel", das ist auch ein Schreckwort, mit dem Unfug getrieben worden ist. Nachdenken über den Glauben und sehen, daß es Schwierigkeiten gibt, ist unerläßlich. Wer nicht denkt, glaubt nicht. Ich kann keine unsinnigen, völlig unverstandenen Sätze glauben. Wenn ich sage: „Mtu mmoje alikuwa na mtini" und erkläre: „Das ist ein Satz in Suaheli, glauben Sie ihn?", dann müßten Sie doch wohl antworten: „Wie soll ich das, ich weiß ja gar nicht, was das bedeutet." Und doch reden sich viele Leute ein, sie könnten theologische Sätze glauben, ohne sie zu verstehen. Wer aber nichts versteht, glaubt überhaupt nichts. Da genügt es nicht, noch so eifrig mit dem Kopf zu nicken. Man muß schon auch sein bißchen Verstand hernehmen, will man glauben. Und eben dieser Verstand bringt uns dazu, zu sagen: „Wie geht das?" Das ist kein Glaubenszweifel. Das ist Glauben, nachdenken und fragen. Freilich kann es manchmal sein, daß man keinen Ausweg sieht. Aber so oft geschieht das gar nicht, daß man keinen Ausweg sieht, wenn man nachdenkt. Wie aber würde hier der Ausweg aussehen – im Problem der Hölle –, wenn man nicht den billigen nimmt, die Hölle zu leugnen und zu verdrängen? Warum ist dieser Ausweg billig? Nun, es gibt ja dieses alte Bild, ich glaube, es ist mehr als tausend Jahre alt, das man dem Vogel Strauß zuschreibt: wenn der eine Gefahr erblicke, der er nicht entrinnen könne, dann stecke er den Kopf in den Sand, um das nicht ansehen zu müssen. Was man da diesem unschuldigen Vogel zuschreibt, ist – wie es oft in solchen mythischen, legendenhaften Bildern ist – die Beschreibung einer menschlichen Reaktionsweise. Wir können es an uns selbst beobachten. Wenn ein Unglück passiert, dem wir nicht ausweichen können, tun wir die Hände vors Gesicht, machen die Augen zu, schauen weg, wollen es nicht wahrhaben. Folglich ist das natürlich der naheliegendste Ausweg, zu sagen: „Hölle, davon redet man nicht, das kann es nicht geben!" Das wird verdrängt, weggedrückt, das will man nicht wahrhaben. Dieser Ausweg ist keiner, ist zu billig, nicht menschenwürdig. Wie aber dann?

Zwei Überlegungen

Selbst die Botschaft von der Hölle kann unseren Glauben fördern, aufhellen, deutlich machen. Zwei Überlegungen: die eine ist eine kurze Überlegung über Ewigkeit. Sie wurde schon mehrmals im Buch erwähnt. Die andere ist eine Überlegung über Sünde und Strafe. Auch das wurde schon angedeutet beim Gericht.
Zunächst *Ewigkeit:* Ewigkeit ist keine lange Zeit. Ewigkeit ist überhaupt keine Zeit. Folglich ist jene Vorstellung, die meint, Gott könne es doch genug sein lassen mit zehn, hundert oder tausend Jahren, irrig. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß es so etwas wie zehn oder hundert oder tausend Jahre gäbe in der Ewigkeit. Und ich sagte schon, das scheint mir ein bedenkenswerter Satz: „Es wird keine Zeit mehr sein!" Deshalb ist es auch nicht ein unbarmherziger Ratschluß Gottes, der etwa sagte: „Ich versage ihm die Gnade weiterer Bekehrung", sondern es ist von der Sachlage her unausweichlich: Wo keine Zeit mehr ist, kein Früher und Später, da kann es auch kein früher schlechter und später besser geben, da ist Änderung nicht möglich. So wie es bei Gott keine Änderung gibt, kein früher so und später so, so in der Ewigkeit. Das also ist das erste, was zu überlegen ist, daß wir mit dem Tod, mit dem Tod als Gericht verstanden, endgültig werden, sodaß wir mit dieser Endgültigkeit in einem unabänderlichen Zustand sind. Bereits vor über tau-

send Jahren lehrten die Theologen, Ewigkeit sei ein ständiges Jetzt, ein stehendes Jetzt. Zugegeben, wir können es uns nicht vorstellen, da unsere Vorstellung mit der Zeit läuft, in Zeit eingemauert ist. Aber, daß der Glaube weiter reicht als unsere Vorstellung, dürfte nicht neu sein. Ewigkeit ist keine lange Zeit, sondern ein endgültiger Zustand; wenn wir ihn zeitlich übersetzen wollen, weil wir nicht anders können, dann müßten wir eben sagen: ein ständiges Gegenwärtigsein ohne Vor- und Nacheinander, ein zusammengefaßtes Jetzt. Und darin ist einer endgültig. Und so wenig Gott aus einem Viereck einen Kreis machen kann, was ein Widersinn wäre, kann er Endgültigkeit vorläufig sein lassen. Das ist auch Widersinn. Wer dann so ist, ist endgültig so. Und es ist keine Frage der Barmherzigkeit Gottes, daß Ewigkeit endgültig ist.

Das zweite aber und wichtigere ist das Verhältnis von *Sünde und Strafe*. Wir stellen uns Sünde oft so vor: in einer Küche gibt es einige Dinge zum Essen, einige andere sind weggeschlossen; und die Mutter sagt, da dürft ihr nicht dran. Wie es bereits in der Genesis ausgemalt ist: es gibt Bäume im Garten, von allen dürft ihr essen, nur von diesem nicht. Und so gibt es in der Welt einige Dinge, die man tun darf, einige nicht. Und wenn das Kind an den verbotenen Schrank geht und nascht, dann klopft ihm die Mutter auf die Finger. Das ist die Strafe. Wenn wir die Verbote Gottes übertreten – denn sie verbieten: du sollst das nicht und das nicht, nicht stehlen, nicht lügen, nicht ehebrechen usw. –, wenn wir es doch tun, dann müssen wir dafür bestraft werden. Das ist die gängige Meinung.

Warum müssen wir dafür bestraft werden? Nun, wenn man einmal in der Justiz das Strafprinzip angreift und sagt: „Müssen wir eigentlich böse Leute bestrafen?", dann heißt es: „Die können doch nicht ungeschoren davonkommen. Es kann doch kein Bankeinbruch begangen werden, und der Dieb kann mit dem ganzen Geld weggehen, und es passiert ihm nichts, das geht doch nicht." Darum meinen wir, bei Gott müsse es auch so sein. Er muß auch, wenn so etwas

geschieht, strafen. Strafe muß sein, so scheint es, wenn schon nicht aus Rache, so doch, damit die Bösen am Ende nicht die sind, die besser dastehen, damit also die Bösen nicht ungeschoren davonkommen. Wenn man einmal selbstkritisch ist, dann kommt Folgendes heraus: Wer so denkt, der leckt sich insgeheim die Lippen nach der Sünde. Der sagt, eigentlich möchte ich es ja auch so gut haben; aber ich möchte andererseits keins auf die Finger bekommen, deshalb tue ich es nicht. Das heißt, er denkt, die Sünde bedürfe einer Strafe, er hält die Sünde insgeheim für etwas Gutes – so wie eine Süßigkeit, an der ich nasche. Und wenn ich dafür nicht bestraft werde, tue ichs immer wieder, weil es nämlich angenehm ist.

Da liegt der Irrtum. Es ist nicht so, daß jene Leute, die eine Strafe für die Sünde fordern, sich einreden können, sie nähmen die Sünde ernst. Sie sind gerade jene, die sie verharmlosen, die sie für etwas an sich ganz Attraktives und Angenehmes halten, was sonst gar uferlos getan würde, wenn es keine Strafe dafür gäbe. Sie denken an der Sünde vorbei, da haben sie nicht begriffen, was Sünde ist. Der Grund liegt wohl darin, daß wir, wenn wir als Katholiken an Sünde denken, im Hintergrund so etwas wie Beichte haben, einen Katalog von Dingen, die man getan oder unterlassen hat, deren man sich anklagt, und dann werden sie vergeben. Da fängt es an, auch theologisch problematisch zu werden, wenn einer nachdenkt: was heißt denn das, eine Sünde wird vergeben? Wenn einer einen Ehebruch getan hat, hat er den nicht getan, wenn er beichten war? Oder was heißt eigentlich, es wird vergeben? Sagt Gott: „Das interessiert mich nicht. Ich tue so als ob", oder was? Da wird schon deutlich, daß wir in der Regel nicht genau nachdenken und begreifen, was Sünde heißt.

Sünde ist Lieblosigkeit

Es geht uns vielleicht auf, was Sünde heißt, wenn wir an das Schriftwort denken, daß das ganze Gesetz in dem einen Gebot erfüllt wird: „Du sollst Gott lieben aus ganzem Her-

zen und den Nächsten wie dich selbst!" Da wird nämlich deutlich, daß das, was wir tun, ein Gebot übertreten, Oberfläche von Sünde ist, aber nicht der Kern. Der Kern der Sünde ist Lieblosigkeit. Lieblosigkeit äußert sich natürlich in dem, was wir tun. Wenn einer eine Frau bloß als Sexualobjekt braucht, obendrein seine eigene Ehefrau dann etwa im Stich läßt oder mindestens betrügt, dann liebt er nicht. Ehebruch ist deshalb Sünde, nicht weil er gegen einen Anstandskodex verstößt, sondern weil er Lieblosigkeit ist. Und so Lüge und so Diebstahl: Alles andere ist nur in dem Maß und nur insoweit Sünde, als es Lieblosigkeit ist. Lieblosigkeit ist aber nicht etwas, was wir tun, sondern ist unsere Einstellung, ja man kann sagen, ist das, was wir sind. Die Sünde kann ganz konkret genommen werden, ist konkret zu nehmen der Sünder, sind wir selbst in unserer verkehrten Einstellung. Wenn also Sünde Lieblosigkeit ist, was ist dann der Sünder? Das ist ein Mensch, der lieblos ist, der seine Mitmenschen, mindestens einige davon nicht mag. Er mag diese Menschen nicht. Und wenn er zutiefst so ist im Haß, dann mag er nicht nur jetzt diese Menschen nicht, es ist ihm schon zuwider, daß es sie überhaupt gibt; es macht ihm die ganze Welt keine Freude mehr – und letzten Endes dann auch Gott, weil wir zu Gott keinen Zugang haben, wenn nicht in der Offenheit zu unseren Mitmenschen. Deshalb heißt die Sünde Todsünde, weil sie nämlich geistiger Tod ist. Zum Leben brauchen wir Atem, Austausch, wir müssen Nahrung aufnehmen; wer sich abkapselt, abschließt von der Welt, kann keine Luft mehr holen, kein Essen zu sich nehmen und kein Trinken, der wäre tot. Das Gleiche geschieht geistig. Wer sich gegen seine Mitmenschen zusperrt, wer haßt, ist geistig tot.

Was dann an Annehmlichkeiten drumherum ist, etwa bei einem Ehebruch, bei einem Diebstahl, das erinnert mich an folgendes: Es gibt diesen Brauch, und er ist gar nicht zu verwerfen, daß man Gebeine eines Heiligen schmückt. Vielleicht haben Sie es schon einmal gesehen. Da liegt einer und hat eine Krone auf und eine Perlenkette um und Ringe, aber

er liegt da als Skelett, und dieses Bild trifft. Die nicht lieben, das sind geistige Leichname, behängt mit Perlen, mit Annehmlichkeiten – aber im Innersten sind sie tot. Und wir mit unseren blöden Augen sehen nur das Äußere. Und meinen noch, Sünde sei etwas Attraktives. Wir merken nichts, riechen nichts, wenn wir einen Lebenden zu sehen glauben, statt des verwesenden, geistigen Leichnams, der da herumläuft mit geistigem Fäulnisgeruch, der dem Mann selbst oder der Frau in die Nase steigt und ihn zwingt, sich in Vergnügen zu stürzen, ins Geschäft und die Karriere, um ja nicht zu sich zu kommen. Sünde bestrafen zu wollen, das hieße ungefähr soviel, wie einem Mann, der unter eine Dampfwalze gekommen ist und als Brei – entschuldigen Sie bitte dieses massive Bild – daliegt, auf die Finger klopfen wollen mit den Worten: „Ich bestrafe dich, daß du dich hast überfahren lassen!"

C. *Hölle, die offenbare, endgültige Sünde*

Wer meint, Sünde verdiene Strafe, hat nichts begriffen von der Realität dessen, was Sünde ist. Es gibt kein Leid und keine Qual und nichts auf der Welt, was damit zu vergleichen ist – mit dem in sich verkalkten, toten Herzen des Lieblosen. Wenn einer so ist und stirbt, dann ist er endgültig so. Und im Gericht ist nichts anderes ausgesagt, als daß der Tod ihn aus der Welt herausnimmt, wie er ist. Das ist wohl keine große Glaubensforderung; das erleben wir, er ist nicht mehr in dieser Welt. Daß ihm folglich noch diese Möglichkeit, herauszukommen aus dem eigenen Bestand, in der Ewigkeit genommen ist, und daß er sich nicht mehr in Karriere, Arbeit, Ansehen, Vergnügen und Terminplanung hinein flüchten kann, daß er sich sehen und aushalten muß, wie er ist – das ist die Hölle.

Hölle ist nicht etwas, wohin Gott hineinschickt und quält; etwas, wo die Menschen hineinmarschieren. Es steht in der

Schrift: „Ich lege dir vor, Leben oder Tod, wähle!" Und Gott nimmt uns nicht als Hampelmänner und sagt: „Es ist egal, was ihr tut." Er nimmt uns zunächst als Menschen ernst, als Personen. Und wenn man sagt: „Ja, was ist denn dann mit der Aussage, es ist eine ewige Qual?" Es ist eine Qual. Weil dem Bösen alles zuwider ist, alles, die neue Welt, die Mitgeschöpfe und Gott. Er haßt sie ja; daß es sie gibt, empört ihn schon und ist ihm zuwider. Augustinus hat das schöne Bild gebraucht, daß einem gesunden Auge der Glanz von strahlenden Farben Entzücken ist. Wenn ich eine Freude für die Augen suche, dann wähle ich ihnen ein farbenprächtiges, glänzendes Bild. Und wenn das Auge krank ist, dann ist dieselbe Farbenpracht Qual, und es wendet sich ab, und es möchte sich zuschließen. Dieselbe Wirklichkeit, die für die Geretteten Himmel ist, ist für die Verdammten Hölle, nicht ein geschaffenes Qualinstrument.

Gott ist die Liebe

An dieser Überlegung ist zweierlei wichtig. Das eine ist, daß die Hölle uns nicht gepredigt wird, um uns zu informieren über Greuel, wie eine Boulevard-Zeitung uns berichtet, was es Schreckliches gibt. Die Hölle ist uns deshalb gesagt, weil sie die Möglichkeit jedes einzelnen von uns ist. Es ist uns nicht offenbart, ob jemand in der Hölle ist. Es ist uns aber offenbart, daß jeder einzelne von uns diese Möglichkeit als Ziel seines Lebens hat. Das allein trifft zunächst uns und unser Leben. Das ist deine Möglichkeit.

Und das zweite Wichtige: Daß wir wegen dieser Möglichkeit nicht zu einem verzerrten Glauben kommen, daß – unangetastet – der Satz bestehen bleibt: Gott ist die Liebe. Da ändert die Hölle überhaupt nichts dran. Wieso? Nun es ergibt sich eigentlich aus dem Gesagten. Gott liebt, wir würden menschlich sagen, das liebste seiner Geschöpfe mit derselben unendlichen Liebe wie den letzten Verdammten. Gott haßt und straft keinen Verdammten, er liebt ihn. Aber zu dieser Liebe gehört es, daß er ihn eben nicht entmündigt. Das ist sozusagen das Letzte, was er noch tun kann, daß er

ihn in seiner Freiheit ernst nimmt, daß er nicht sagt: „Du Narr, du bist ja nicht zurechnungsfähig, du kannst tun, was du willst, ich behandle dich als Idioten." Das tut er nicht. Er hat ihn frei geschaffen, und die Liebe verlangt es zunächst, daß er die Freiheit respektiert, und er respektiert sie. Es ist so wie im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Der Vater, der seinem jüngeren Sohn das Geld auszahlt, obwohl er voraussieht, daß er es verschleudern und verhuren wird, der benimmt sich so wie ein Vater, der keine Affenliebe hat, sondern eine persönlich menschliche, die auf Achtung vor dem andern gründet. Daß er nicht sagt: „Du bist ja unmündig. Bleib hier, ich sperre dich ein, ich lasse dich nicht weg!", wenn der Sohn erwachsen ist, darin zeigt sich die grundmenschliche Haltung, die Freiheit zu respektieren. Und das tut Gott auch mit den Verdammten. Er sagt nicht: „Es ist einerlei, was tu tust." Er sagt vielmehr: „Ich nehme dich als Menschen ernst. Und deine Entscheidung wird endgültig respektiert. Sie wird nicht als belanglos und beliebig erklärt."

Es gibt in Gott, sagte ich, keine Veränderungen. Es gibt keinen Wechsel von Liebe. Es gibt die unendliche Liebe, die aber den Menschen ernst nimmt. Und folglich uns das Gewicht der Verantwortung für unser Leben überläßt. Freilich gibt es natürlich für uns den Versuch und die Versuchung, dieser zu entgehen, infantil zu reagieren, in Kindheit zu flüchten. Manche Menschen wären am liebsten unzurechnungsfähig. Sie möchten nicht ernst genommen werden. Und den Gefallen kann Gott ihnen nicht tun, weil er sie als Freie geschaffen hat. Es gibt unserem Leben ein unvorstellbares Gewicht. Und es gibt andererseits wiederum keine Ideologie, die den Menschen so ernst nimmt wie das Christentum. Auch die Botschaft von der Hölle, man könnte sagen, gerade sie, ist eine Botschaft von wahrem Humanismus, die nämlich sagt: Du zählst, du zählst sogar endgültig. Was du in deinem Leben tust, hat Wert und ist nicht belanglos; es hat nicht nur einen Wert, nachdem in hundert oder tausend Jahren kein Hahn mehr kräht, sondern hat endgülti-

gen Wert. Dir ist es in die Hand gegeben, Tod oder Leben. Wähle!

Denkanstöße zu „Hölle"

1. Altes Testament
Die Frevler sehen das Ende des Weisen, verstehen aber nicht, was der Herr mit ihm wollte und warum er ihn in Sicherheit brachte. Sie sehen es und gehen darüber hinweg. Aber der Herr lacht über sie; denn sie werden verachtete Leichen sein, ewiger Spott bei den Toten. Sie werden verstummen, wenn er sie kopfüber hinabstürzt und aus ihren Grundfesten reißt. Sie werden völlig vernichtet und erleiden Qualen; die Erinnerung an sie verschwindet. Zitternd kommen sie zum Gericht über ihre Sünden; ihre Vergehen treten ihnen entgegen und überführen sie. Dann wird der Gerechte voll Zuversicht dastehen vor denen, die ihn bedrängt und seine Mühen verachtet haben. Wenn sie ihn sehen, packt sie entsetzliche Furcht, und sie geraten außer sich über seine unerwartete Rettung. Jetzt denken sie anders; seufzend und voll Angst sagen sie zueinander: Dieser war es, den wir einst verlachten und verspotteten und verhöhnten, wir Toren. . . Ja, die Hoffnung des Frevlers ist wie die Spreu, die der Wind verweht, wie der Gischt, den der Sturm verjagt, wie der Rauch, den der Wind zerstäubt; sie schwindet wie die Erinnerung an einen flüchtigen Gast. Die Gerechten aber leben in Ewigkeit, der Herr belohnt sind, der Höchste sorgt für sie. . . Er rüstet sich mit seinem Eifer und macht die Schöpfung zu einer Waffe, mit der er die Feinde bestraft. Als Panzer zieht er Gerechtigkeit an und als Helm setzt er strengstes Gericht auf. Als Schild nimmt er unüberwindliche Heiligkeit, und grimmiger Zorn schärft er zu seinem Schwert; zusammen mit ihm kämpft die ganze Welt gegen die Toren. . . So bringt Gesetzlosigkeit Verheerung über die ganze Erde und das böse Tun stürzt die Throne der Mächtigen. (Weish 4, 17–5, 23)

2. Neues Testament
Wenn dich deine Hand zum Bösen verleitet, dann hau sie ab; es ist besser für dich, als Krüppel das Leben zu erlangen, als mit zwei Händen in die Hölle zu kommen, in das nie erlöschende Feuer. Und wenn dich dein Fuß zum Bösen verleitet, hau ihn ab. Es ist besser für dich, verstümmelt das Leben zu erlangen, als mit zwei Füßen in die Hölle geworfen zu werden. Und wenn dich dein Auge zum Bösen verleitet, reiß es aus; es ist besser für dich, einäugig in das Reich Gottes zu kommen, als mit zwei Augen in die Hölle gestürzt zu werden, „wo ihr Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt" (Jes 66, 24). (Mk 9, 43–48)

3. Dante
„Durch mich gelangt man zu der Stadt der Schmerzen,
Durch mich zu wandellosen Bitternissen,
Durch mich erreicht man die verlorenen Herzen.
Gerechtigkeit hat mich dem Nichts entrissen;
Mich schuf die Kraft, die sich durch alles breitet,
Die erste Liebe und das höchste Wissen.
Vor mir ward nichts Geschaffenes bereitet,
Nur ew'ges Sein, so wie ich ewig bin:
Laßt jede Hoffnung, die ihr mich durchschreitet!"
Der Spruch – in dunklen Lettern stand er drin –
Schien mir aus eines Tores Sims zu treten;
Darum ich : „Meister, schwer ist mir sein Sinn."
Und er, bewandert wohl in solchen Noten:
„Hier sei ein jeglicher Verdacht gebannt;
Hier muß man jede Bangigkeit ertöten.
Wir sind am Ort, von dem ich dir gestand.
Daß er die Schmerzensvollen in sich eine,
Sie, denen der Erkenntnis Gut entwandt."
(aus: Die göttliche Komödie. Inferno, III. Gesang)

4. P. Handke
So konnte Sorger . . . auch die Verlassenheit dessen nachfühlen, der ohne Glauben an die Kraft der Formen oder durch Unkenntnis auch ohne Möglichkeit dazu, sich wie in einem Alptraum allein vor dieser Gegend fände: es wäre das Entsetzen vor dem Leibhaftigen, dem unwiderruflichen Ende der Welt, wo der Betreffende vor Alleinsein – auch hinter ihm gäbe es nichts mehr – nicht einmal an Ort und Stelle sterben könnte: denn es gäbe weder Ort noch Stelle mehr –, nicht einmal von dem Leibhaftigen geholt werden könnte: denn es gäbe auch solche Namen nicht mehr – einfach nur ewig vor Entsetzen verginge; denn es gäbe auch keine Zeit mehr.
(aus: Langsame Heimkehr, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1979, 19)

III. DAS FEGFEUER

A. Christliche Aussagen über das Fegfeuer

Das Fegfeuer, das nun zu erörtern ist, hat unter den „Letzten Dingen" einen besonderen Platz in der Volksfrömmigkeit, in der Phantasie des Volksglaubens. Man kann das mit Respekt vermerken, auch wenn die Folgen nicht immer so respektheischend sind.

Für die „Armen Seelen" beten

Wenn man nämlich fragt: „Woher kommt es, daß sich die Leute besonders für das Fegfeuer interessieren, für die Armen Seelen, genauer gesagt?", dann liegt es wohl nicht zum wenigsten daran, daß man im Tod eines geliebten Menschen schmerzhafter als vieles andere spürt, daß man so viel Gutes hätte tun können und es unterlassen hat, wenn Eltern sterben oder der Ehemann oder die Ehefrau oder Kinder oder wer immer einem sonst nahestand. Man spürt das als eine besonders schmerzliche Seite am Tod, daß man die Fürsorge die man bisher beitragen konnte oder hätte beitragen müssen, nicht mehr leisten kann. Und so fragt man: „Kann ich denn jetzt nichts mehr tun?"

Es gibt eine alte Tradition von den Kirchenvätern an, die antwortet: „Doch, man kann etwas tun, man kann für die Verstorbenen beten." Und man beruft sich dafür auf das Alte Testament. Im Alten Testament kommt nichts vom Fegfeuer vor; aber es gibt über die Toten eine wichtige Stelle im 2. Buch der Makkabäer: Judas, der Makkabäer, ein jüdischer Kriegsheld der vorchristlichen Zeit, kurz vor Christus, kämpfte gegen Eindringlinge, mit einer zusammengeholten Schar von Juden. Und sie siegten, aber es blieb eine große Zahl gefallener Juden zurück. Und als man sie einsammelte, entdeckte man, daß sie Götzenbilder unter den Gewändern hatten, eine Art Amulette, also etwas, was für den gläubigen Juden verboten war, Sünde war. Und nun lagen sie tot,

gefallen für eine gute Sache, wie man meinte. Was tun? Da wird berichtet, Judas sammelte unter den überlebenden Siegern 2000 Drachmen, das sind ungefähr 50.000 DM, und sandte sie nach Jerusalem, um Sühneopfer für die Gefallenen darbringen zu lassen. Darüber heißt es dann in dieser Stelle des Alten Testaments: „Damit handelte er sehr schön und edel; denn er dachte an die Auferstehung. Hätte er nämlich nicht erwartet, daß die Gefallenen auferstehen, wäre es überflüssig und sinnlos gewesen, für die Toten zu beten. Auch hielt er sich den herrlichen Lohn vor Augen, der für die hinterlegt ist, die in Frömmigkeit sterben. Ein heiliger und frommer Gedanke! Darum ließ er die Toten entsühnen, damit sie von der Sünde befreit werden" (2 Mak 12, 43–45). Hier wird also eine Entsühnung nach dem Tod angenommen. Auf diese Stelle beriefen sich bereits vor Augustinus die Kirchenväter, wenn sie forderten, man solle für die Toten beten. Und schon Paulus berichtet im 1. Korintherbrief sogar von einem eigenartigen Brauch, der zur apostolischen Zeit bei den Urchristen bestand, daß man sich für die ungetauften Toten noch taufen ließ, um auf diese Weise etwas für sie zu tun. Vom Fegfeuer oder davon, wie die Toten entsühnt werden, steht nichts deutlich geschrieben, weder im Alten noch im Neuen Testament.

Man könnte nun sagen, offenbar hätte es aber nicht viel Sinn, für Leute zu beten, die in einem endgültigen Zustand der Anschauung Gottes sind oder in einer endgültigen Verdammnis. Wenn also das Beten für Tote sinnvoll sein sollte, da müßte ja doch ein Zustand zwischen Seligkeit und Verdammnis sein. Weil das Wort Fegfeuer nicht in der Schrift vorkommt, ist in der evangelischen (reformiert, lutherisch) Kirche dieser Gedanke untergegangen. Noch Luther hat am Anfang seiner reformatorischen Zeit gesagt, er sei ganz sicher, daß es das Fegfeuer gäbe, hat sich aber dann im Laufe seiner Entwicklung selbst dagegen gestellt. So ist die Lehre vom Fegfeuer auch noch eine konfessionsunterscheidende Glaubensaussage.

Andeutungen im Neuen Testament

Dennoch kann man, scheint mir, schriftgemäß und vernunftgemäß etwas zum Fegfeuer sagen. Im Neuen Testament sind Andeutungen. Da heißt es z. B. im Matthäus-Evangelium im 5. Kapitel: Du sollst dich mit deinen Mitmenschen versöhnen, denn – das ist nun ein Bild – sonst könnte es sein, daß sie dich vor den Richter bringen und es könnte sein, daß der dich verurteilt (und gemeint ist ja wohl Richter als Bild für Gott); und wenn du dann ins Gefängnis kommst, dann bleibst du drin, bis der letzte Heller, der letzte Pfennig bezahlt ist. Wenn das ein Bild für das Gericht ist, dann muß es also auch, das wäre die Folgerung, so etwas geben, „bis der letzte Heller bezahlt ist", und dann wäre Rettung. Das ist eine Andeutung. Eine andere: es ist die Rede von der Sünde gegen den Heiligen Geist, die weder in dieser, noch in der zukünftigen Welt Vergebung finde, sagt Christus. Da spricht die Schrift von der künftigen Welt mit Vergebung, also muß derartiges möglich sein. Am intensivsten aber hat die Stelle aus dem 1. Korintherbrief gewirkt. Paulus geht auf den Streit der Christen über die Apostel ein, die sie getauft haben; die einen sagten, ich bin von Paulus getauft, die anderen von Petrus, andere von Apollon; nach Paulus ist das unwichtig. Es zählt nur eines, das Fundament Jesus Christus. Außer diesem Fundament ist keines gelegt – ein Bild wiederum für die Wahrheit: an Christus führt kein Weg vorbei. Dann fährt Paulus aber weiter: Auf diesem Fundament nun muß aufgebaut werden. Und von denen, die auf Christus bauen, d. h. also, die, die in der Erlösung stehen, bauen die einen mit kostbarem und beständigem Material, mit Gold und Silber und Stein. Die anderen bauen mit Stroh und Holz und Heu. Und was der Bau wert ist, wird jener Tag zeigen, der mit Feuer kommt. Wer beständig gebaut hat, wird dieses Feuer durchstehen, dem anderen wird sein Werk verbrennen. „Der muß diesen Verlust tragen", heißt es, „er wird gerettet, aber wie durch Feuer." Das ist Schriftwort aus dem Korintherbrief: „Er wird gerettet aber wie durch Feuer." Das ist ein Bild, natürlich. Aber das

ist wahrscheinlich der Grund, weshalb das Wort Fegfeuer, Reinigungsfeuer entstanden ist.

Es gibt das Fegfeuer

Die Kirche selbst hat diese Lehre amtlich mit allem Nachdruck verkündet in den Auseinandersetzungen der Reformation, also etwa im Tridentiner Konzil. Es ist aber ganz auffällig, daß sie sehr wenig dazu sagt. Sie sagt nur zwei Dinge: es gibt das Fegfeuer – Fegfeuer sagt sie eigentlich nicht; der lateinische Ausdruck heißt Purgatorium, der nicht leicht zu übersetzen ist – und man kann den Gestorbenen helfen durch Fürbitten und durch Meßopfer. Nur diese beiden Dinge sind kurz gesagt. Dann folgt – interessant genug – ein längerer Absatz, wo vor Aberglauben und falschen Phantasievorstellungen bezüglich des Fegfeuers gewarnt wird.

Wie zu Beginn dieses Kapitels erwähnt, findet natürlich diese Idee von Armen Seelen und Fegfeuer verständlicherund begrüßenswerterweise ein Interesse im Volksglauben. Man muß aber auch davor warnen, daß das doch nicht selten zu recht abergläubischen Dingen führt. Man kann bei weitem nicht alle Schriften und Traktätchen, die dazu erscheinen, ernst nehmen. Auch wenn Vorwörter von frommen Pfarrern oder gar das Imprimatur dabeistehen. Die kirchliche Druckerlaubnis garantiert nur, daß nicht ausdrückliche Häresien verkündet werden. Aber es gibt keine Garantie dafür, daß das nützlich sei, was darin steht. Man muß leider bei kirchlichen Menschen darauf hinweisen, weil die natürlich mit derartigen Schriften konfrontiert werden. Was ist hier zu tun? Bei derartigen Schriften, ob sie nun vom Fegfeuer, von irgendwelchen Erscheinungen oder sonst etwas handeln, gibt es zumindest ein *Kriterium,* woran man den Wert beurteilen kann, nämlich die Frage: „Dienen sie der Nächstenliebe?" Wenn sie Ihrer eigenen Nächstenliebe dienen, wenn sie Sie aufgeschlossen und froher machen im Dienst an den Mitmenschen, lesen Sie's. Wenn nicht, dann schmeißen Sie es weg.

Das sei noch einmal – weil es wichtig genug ist – an einem Beispiel erläutert. Der hl. Philipp Neri wurde von kirchlichen Oberen zu einer Nonne gesandt, von der es hieß, sie habe alle möglichen Gnadengaben, und er solle das doch überprüfen. Er ist dorthin gewandert, auf damals noch nicht asphaltierten, schmutzigen Straßen und ist in das Kloster gekommen, und man hat ihm die begnadete Seherin vorgeführt. Er bat sie, ihm die Stiefel ausziehen zu helfen. Darauf hat die Seherin gesagt: „Das ist nicht meine Aufgabe, da haben wir eine Küchenschwester" oder so etwas. Da ist der Philipp Neri aufgestanden und fortgegangen. Und als seine Oberen fragten, ob er sie denn nicht überprüft hätte mit ihren Gnadenerweisen und Schauungen, da meinte er: „Das brauche ich nicht. Diese Gnadenerweise taugen nichts, weil sie sich nicht herabgelassen hat zu einem simplen Dienst der Nächstenliebe." Dieses Kriterium gilt über alle Zeiten der Kirche. Nur das zählt letzten Endes. Wenn bei derartigen Schriften und Traktätchen nicht die Gesinnung herauskommt, die Bereitschaft zum simplen, primitiven, alltäglichen Dienst, taugt alles nichts.

B. Die Sündenfolgen

Was ist aber vom Fegfeuer zu halten? Welche Schwierigkeiten gibt es eigentlich dem Fegfeuer gegenüber? Zunächst einmal die, wenn man fragt, wozu Fegfeuer? Die kirchliche Lehre besagt, die Gerechten, also die Leute ohne schwere Sünde, die sterben, kämen ins Fegfeuer, falls sie noch mit läßlichen Sünden oder Sündenstrafen beladen sind, um sie abzubüßen. Ich habe beim Kapitel über die Hölle schon gesagt, daß das Wort von der Sündenstrafe selbst mißverständlich ist. Inwiefern? Das sei noch einmal wiederholt, weil das für das Fegfeuer genauso gilt.

Auf die Sünde folgt nicht die Strafe Gottes, sondern die Sünde selbst ist die massivste Strafe. Es kann auf Sünde Negatives, Schädliches folgen, sehr oft ist das der Fall. Wenn

ich jemanden aus Lieblosigkeit beleidigt habe, dann ist die Beziehung vergiftet. Das ist eine Folge dieser Sünde. Oder wenn ich maßlos und gierig esse, bekomme ich Übergewicht. Das ist auch schädlich, auch eine Folge der Maßlosigkeit dieser Sünde. So könnte ich sagen, das ist Strafe, Sündenstrafe. Es ist aber genau genommen eine schädliche, negative Folge der Sünde, die sich ergibt aus der Ordnung dieser Welt, die Gott allerdings geschaffen hat. Es kann aber, das ist wichtig, auch sein, daß gute Taten ebenso schlechte Folgen haben. Ich kann auch eine Atmosphäre vergiften, wenn ich etwa die Wahrheit sage, dort, wo sie gesagt gehört. Auch das kann nachhaltig zwischenmenschliche Beziehungen vergiften. Und trotzdem ist es gut. Die Folge ist genauso schädlich, könnte man sagen. Da redet man dann nicht von Strafe. Man müßte also genau unterscheiden.

Reue genügt nicht

Es gibt negative Folgen der Sünde, die bleiben, auch wenn die Sünde bereut ist. Für jede Beichte, für jede Bekehrung ist es wichtig, daß man das im Auge behält. Wenn ich einen beleidigt habe, genügt es nicht, in den Beichtstuhl zu gehen oder mein Herz vor Gott auszuschütten, dann muß ich auch die Folgen wieder gutmachen, d. h. es mühsam versuchen; meistens gelingt es gar nicht ganz, den Frieden wiederherzustellen; oder wenn ich ganz massiv gestohlen habe, muß ich das gestohlene Gut zurückgeben. Jeder Beichtvater kann Ihnen dies versichern, daß die Reue nicht genügt, wenn nicht die negativen Sündenfolgen wieder nach Kräften gutgemacht werden. Und das ist im übrigen der Sinn der Buße, die in der Beichte aufgegeben wird. Eigentlich sollte sie darin bestehen, daß man sagt: „Mach die Folgen wieder gut!" Nur können wir das sehr oft nicht. Und dann ist es eine Ausflucht, daß man sagt: „Drei Vaterunser" – leider auch genötigt durch den Routinebetrieb, der beim Beichten manchmal unvermeidlich ist, weil man den einzelnen und die Umstände gar nicht genügend kennt. Aber das ist schon ein sehr schwacher Ersatz für das, was eigentlich gemeint ist.

Wenn eine Frau sich etwa anklagt: „Ich habe mich mit meinem Mann gestritten", wäre im Grunde die rechte Buße: „Dann versuch, jetzt besonders freundlich zu sein!" Wenn man das Wort von Sündenstrafe verwendet, meint man im Grunde eigentlich, daß die Sünde in der Regel negative Folgen habe, über die Sünde hinaus. Es wurde bereits gesagt – und das ist wichtig –: Die Sünde ist gar nicht so sehr das, was man tut, sondern ist die eigene verkehrte und verkorkste Einstellung. Das ist die Sünde und das ist die Strafe, die ich mir aber selbst zufüge, nicht ein strafender Gott.

Wie also kann ich angesichts dieser Überlegung verstehen, was Fegfeuer heißt? Die Antwort auf diese Frage ist zudem noch durch die vorausgegangenen Ausführungen über Tod, Ewigkeit und Hölle erschwert. Da wurde erläutert, wie Hölle etwa allein denkbar ist, nämlich daß wir im Tod eingehen in die Endgültigkeit, wo es keine Zeit mehr gibt. Wie kann es noch Fegfeuer geben? Das ist doch gerade nicht endgültig? Dies sind – scheint mir – die hauptsächlichen Schwierigkeiten; und sie gilt es anzugehen, wenn ich ans Fegfeuer glauben will, weil auch hier wie immer gilt: ich kann nicht glauben, wo ich nichts verstehe.

Zunächst noch einmal aufgespießt, eine irrige, wenn auch verbreitete Meinung: man könne durch Schmerzen, durch Aushalten von Schmerzen Sünden abbüßen. Einfach die Gegenfrage: Wie soll das eigentlich gehen? Sie können Schmerzen haben, bis Sie schwarz werden. Das büßt keine Sünde ab. Die Sünde ist die verkehrte Einstellung, und solange die bleibt, bleibt die Sünde. Das kann durch keinerlei Sühne umgekrempelt werden. Wie also kann man von Sünden gereinigt werden? Nur dadurch, daß man seine Einstellung ändert. „Sünden vergeben" heißt nichts anders als „Gott bewirkt in uns eine geänderte Einstellung". Denn das ist Sünden vergeben, neu Liebe gewinnen; nichts anderes, nicht irgendein „bla bla", ein Spruch, der nichts ändert. Nur, wenn wir unser Herz umdrehen – und das können wir nicht, sondern nur Gott kann es uns geben, aus dem Haß heraus zur Liebe zu kommen – ist Sündenvergebung da.

Deshalb hatten die Pharisäer schon recht, wenn sie fragten: „Wer kann denn Sünden vergeben, wenn nicht Gott allein?" Nicht weil Gott der Beleidigte ist, sondern weil diese Realität aus der Macht des Menschen entglitten ist; wenn wir in die Sklaverei des Hasses und der Unfreiheit geraten sind, können wir selbst nicht mehr heraus. Deshalb muß Gott uns ein neues Herz schaffen, und das heißt Sündenvergebung.

Noch einmal: „Wie ist das mit der Idee des Fegfeuers zu vereinbaren?" Man sagt ja, Fegfeuer setzt voraus, daß man im Grunde schon das Gute will, daß man sich also nicht im Innersten seines Herzens der Lieblosigkeit ausgeliefert hat und so endgültig wird im Tod. Das hieße ja Verdammung, Selbstverdammung im Grunde, weil Hölle nichts anderes ist als ewig gewordene offenbare Sünde. In der Regel sind wir ja nicht so verhärtet, glücklicherweise kann man sagen. In der Regel sind Habgierige nicht so habgierig, daß sie wirklich über Leichen gehen. Man fragt sich etwa: „Am nächsten Sonntag ist Misereor; soll ich fünf oder zehn oder hundert DM geben?" Und da fängt die Habgier an. Es zeigt sich, daß wir nicht etwa die großherzig Liebenden sind, sondern die kalten Rechner. Wir hängen ein Stück mit dem Herzen am Geld. Und wenn wir das Geld loslassen müssen, dann tut das weh.

„Dort wo euer Schatz ist, da ist euer Herz" – wir verkaufen unser Herz an hunderterlei Dinge. Gut, wir hoffen und wollen das Grundstück des Herzens schon noch Gott geben, aber einen Teil auch dem Geld, der Karriere, der Familie und auch dem guten Ansehen und auch auch und auch und auch. Und den Satz überhören wir, der sagt, du kannst nicht zwei Herren dienen, du kannst nicht dreien und du kannst nicht fünfhunderten dienen. „Sorgt euch nicht ängstlich, was ihr anziehen sollt, was ihr essen werdet, um all das kümmern sich die Heiden, sorgt allein um das eine, das Reich Gottes." Ein Prediger hat diesen Satz vorgelesen und dann zu seiner Gemeinde gesagt: „Ihr lieben Heiden!" Und das trifft ja wohl. Wir sind an die Dinge der Welt großenteils verkauft,

versklavt, haben nicht das Grundgebot der Genesis erfüllt: Macht euch die Erde untertan: Wir sind ihr schon untertan, indem wir uns daran gehängt haben und hinterherhetzen.

C. Das Sterben als Reinigung

Im Tod nun – das ist gar keine große theologische Erkenntnis – ist es damit aus. Der Habgierige ebenso wie der Verschwender, sie sterben gleich. Niemand nimmt etwas mit. Man sagt, das Totenhemd hat keine Taschen. Es hat aber auch nichts, wo man Ansehen mit sich tragen könnte. Man kann gewiß großartige Grabsteine aufrichten zum „unvergänglichen" Ruhm. Aber, mir scheint, es muß einem folgendes noch einmal aufgehen. Ich sagte bereits bei den Abschnitten über das Gericht und die Hölle, daß der Tod ein Hineinsterben in die Ewigkeit ist, wo das Jüngste Gericht ist, wo es kein Vor- und Nachher gibt, sondern alles zusammen ist dort in der Ewigkeit, ein ständiges Jetzt. Wenn uns das aufgeht, dann können wir sagen, der Tod ist der Weltuntergang. Wir werden den Weltuntergang mitmachen, wenn wir sterben, nicht erst irgendeine künftige Generation. Jedem von uns geht die Welt unter. Wenn uns das klar wird, entschwindet uns auch ein weiterer Trost, den manche Sterbende und wir alle noch bisweilen haben, indem wir meinen: nach dem Tod geht's aber weiter, mindestens hier auf der Welt, meine Kinder und der Betrieb und all das. Nichts geht weiter. Es wird uns aufgehen, daß es mit der Welt aus ist. Und insoweit wir an der Welt hängen, wird sie uns weggerissen, ob wir wollen oder nicht. Und insoweit erleben wir Reinigung schmerzhaft, wiederum nicht als eine willkürlich oder sonstwie von Gott dekretierte Strafe, sondern als etwas, was aus der Sache selbst folgt. Wer sich an die Welt gehängt hat, wird von ihr losgerissen im Tod.

Schmerzlicher Hinübergang

Dazu ist noch etwas anderes zu überlegen. Wir sehen vom

Tod bloß die eine Seite, man könnte sagen das Einschlafen, das Hinüberdämmern oder das plötzliche Ausgelöschtwerden. Vom Aufwachen auf der anderen Seite fehlt uns jede Nachricht. Und das genau ist es, daß der Sterbende ja nicht einfachhin in eine dauernde Bewußtlosigkeit hineingeht, sondern der Tod ist ein Hinübergang, ein Prozeß. Es wird ihm klar, daß es mit all dem aus ist, wofür er vielleicht ein Leben lang gearbeitet, geschuftet, sich geplagt hat. Wenn das der Fall war, dann war es ein Strohgebäude, um das Wort vom Apostel Paulus hier zu nehmen. Er hat zwar, wenn er im Grund ums Gute bemüht war, auf dem Fundament Jesu Christi gebaut, aber Stroh. Mit noch soviel Plagerei und Intelligenz und Beziehungen und Einsatz hat er ein Riesenstrohhaus aufgerichtet. Und das wird verflammen, wie Stroh. Da ist nun das Bild vom Feuer, ein Bild, das aber die Wirklichkeit trifft, daß davon nichts, kein Hälmchen übrigbleiben wird. Und dann wird sich jeder fragen: „Ist es das, wofür du gelebt hast?" Wenn ihm das aufgeht, wie sinnlos 80 Prozent seines Einsatzes oder mehr gewesen ist, wird ihm das nicht schmerzlich sein? Eben das ist Fegfeuer, eben das ist Reinigung, Hinübergang aus dieser Welt. Und in dem Maß, als wir an der Welt hängen, werden wir es schmerzlich erleben. Es liegt bloß an jedem einzelnen.

Es ist Aufgabe des Christen, sich lebenslänglich frei zu machen von diesen Dingen, frei zu machen von Gier und Sucht, sei es Habgier, sei es Ehrgeiz oder Sinnlichkeit oder was sonst. All das in der Welt, woran wir unser Herz hängen, macht uns unfrei, versklavt uns, ist Sünde. Denn Sünde ist im Grunde nichts anderes als Unfreiheit, die uns hindert zu lieben; weil von uns nämlich verlangt ist, daß wir uns preisgeben. Es gibt keine Nächstenliebe, die wirklich den Namen voll verdient, die nicht bereit ist, das ganze Herz herzugeben. Und wir alle haben unsere Vorbehalte. Solange uns nichts an die Haut geht, solange sind wir bereit zu sagen: „Wir lieben." Wir haben dennoch die Reserven, an denen wir festhalten, die wir nicht loslassen. Aber wir müssen sie loslassen. Spätestens im Tod. Da wird wirklich alles genom-

men, da bleibt nichts übrig von dem, was vergänglich war. Insofern ist es schon wichtig, diese Lehre vom Fegfeuer zu bedenken und ins Leben herein zu holen. Wir haben die Möglichkeit, dem Fegfeuer, dieser Reinigung, zu entgehen, wenn wir es jetzt schon fertigbringen, loszulassen.

Nun sieht man, daß Leid einen Sinn hat, weil nämlich der Verzicht – wer hätte nicht gern Geld oder Ansehen oder dergleichen – auch jetzt schon schmerzlich ist. Und wer unfähig ist zu leiden, wem das Leid das höchste Übel überhaupt ist, der ist unfähig zu lieben. Denn der wird um alles Entbehrung und Leid vermeiden; schon jede Rücksichtnahme, jedes Zurücktreten vor dem anderen ist doch ein Stück Verzicht und kann weh tun; und es wird weh tun, wenn wir Liebe ernst nehmen, wenn wir nicht bloß den Abfall hergeben, wenn wir nicht bloß den Müll verteilen, sondern etwas von uns, vom Guten, ja dann schmerzt das halt. Wer meint, er könnte kostenlos und billig Nächstenliebe üben, so daß es niemals an die Haut geht, der hat nicht begriffen, was Nächstenliebe ist. So müssen wir also in der Tat zum Verzicht und zum Leid fähig sein, um überhaupt gut sein zu können. Wer das nicht könnte, würde in der Tat gar nicht zum Fegfeuer tendieren, sondern zur Hölle, um es deutlich zu sagen. Wer diesem Leid prinzipiell entgehen wollte, käme zum Schlimmsten, weil nämlich das schlimmere Leid nicht das ist, was uns von außen zugefügt wird, sondern das, was wir in uns selbst erzeugen: eben der Haß und die Lieblosigkeit und die Widerwärtigkeit gegen alles; das aber ist die Sünde. So könnte man also sagen, Fegfeuer ist der Übergang von diesem Leben, von dieser Welt zur Endgültigkeit.

Sinnvolle Fürbitte

Bleibt aber noch die Frage: Wie ist das denn mit dem Beten, mit den Opfern, mit den Messen für die Toten? Wenn das Fegfeuer nicht etwa eine lange Zeit ist, sieben Wochen oder 300 Jahre, und weder Ort noch Zeit. Es gibt doch angeblich fromme Gesichte, wo einer berichtet, da sitze einer „ganz

unten im Fegfeuer" und der andere habe wegen einer Fürbitte drei Jahre weniger und dergleichen. Da fängt Phantasie an und geht über in Aberglauben. Was ist also mit der alten, vom Alten Testament an festgehaltenen Aussage, man könne für die Toten beten? Dazu ist zweierlei zu sagen: Einmal, gerade aus der Tatsache, daß bei Gott keine Zeit ist, ist es ganz einerlei, wann Sie für jemanden beten. Das kommt bei Gott nicht im Jahre 1982 an, denn bei Gott gibt es kein Jahr 1982. Wenn Sie es schon zeitlich ausdrücken, dann kommen die Gebete der ersten Menschen und derer, die irgendwann einmal, in tausend Jahren vielleicht existieren werden, gleichzeitig bei Gott an. Das ist ein unzutreffendes Bild, aber wenn wir es zeitlich ausdrücken, immer noch das richtigste, weil es kein Früher oder Später gibt. Das eben will uns nicht in unsere Vorstellung, kann gar nicht hinein, das ist zuzugeben. Aber wir dürfen nicht aus der Enge unserer Vorstellung eine Glaubensschwierigkeit dort machen, wo sie kein Fundament hat. Mein Gebet ist immer rechtzeitig. Es kann nie zu spät sein.

Das andere ist dann bloß die allgemeine Schwierigkeit: Was hilft Fürbitte überhaupt? Was hilft es, wenn ich für einen anderen, der Sünder ist, bete? Wenn ich sage, diese Lieblosigkeit ist die Sünde, die muß heraus, notfalls im Tod, dann auch ohne unsere Initiative. Das ist eben Fegfeuer. Aber wenn man nun fragt: Wie kann ich denn durch Fürbitten oder dadurch, daß ich etwas Gutes tue, dem anderen helfen? Es ist die Grundweisheit und -wahrheit unserer Erlösung, daß es in der Erlösung nichts Privates gibt. Wer meint, er könne für sich gut sein, derart, daß es den anderen nichts angeht, der hat die Erlösung nicht begriffen. Warum das? Nun, ganz kurz gesagt: Die vollkommene, restlose, hundertprozentige Liebe, die bringt halt keiner auf. Und wenn wir doch sagen, wir seien erlöst, heißt das eigentlich, wir seien doch in der Lage, das Grundgebot zu erfüllen, das lautet: „Du sollst Gott, den Herrn, lieben aus ganzem Herzen, aus allen Kräften, aus deinem ganzen Gemüt, eben gerade nicht bloß zu 50, 60 oder 70 Prozent!" Das ist das

Grundgebot. Und wenn wir sagen müssen, das leisten wir aber nicht, wäre dies das Scheitern unseres Lebenszieles, wäre konkret gesagt Hölle die Antwort. Deshalb müssen wir ja erlöst werden, weil wir das nicht schaffen. Was heißt das aber, erlöst sein? Das heißt, daß diese völlige, hundertprozentige, bis zum letzten Blutstropfen zu leistende Liebe erbracht worden ist: von Christus – und nicht für sich allein, sondern für alle, die sich ihm anschließen. Für alle, ausnahmslos, die nur nicht sagen: „Ich und meine Leistung!", sondern die hinein wollen in die Gemeinschaft mit ihm. Und deshalb ist nun alles, was wir in dieser Gemeinschaft an Gutem tun, auch Gemeinbesitz. Es gibt nicht das Gute und das Gebet bloß für mich und meine Seele und meine Rettung. Wer so dächte, hätte sich schon an der Erlösung vorbeigedrückt.

Alles, was wir an Gutem tun, ist als Gutes getan für die Gemeinschaft. Im übrigen kann man dies wieder ganz vorgängig zu dieser Glaubensüberlegung erfahren, wenn ich in einer Gemeinschaft Gutes stiften will. Sie können in irgendeinen Betrieb gehen, wo zehn Menschen eine Arbeit zu tun haben; wenn da fünf schauen, ob der sechste auch genügend arbeitet, und wenn nicht, ihm das heimzahlen, dann ist das Klima vergiftet. Wenn aber zwei dabei sind, die man dann die Dummen nennt, die nämlich das aufarbeiten, was die anderen schlampig machen und liegen lassen, dann ist das ganze Betriebsklima plötzlich gut. Wenn Selbstlosigkeit und Liebe einziehen, ist das immer etwas, was die Gemeinschaft betrifft und nicht etwas Einzelnes und Singuläres. Wenn wir das mehr hätten, würde das Fegfeuer, das auf der Welt schon besteht, stückweise abgeschafft. Das kann man empirisch, wahrnehmungsmäßig feststellen; insofern wir verkeilt sind in uns und an der Welt festhalten, machen wir nicht nur den Übergang zum Jenseits zum Fegfeuer, sondern bereits diese Welt. Und insofern wir das fertigbringen, selbstlos zu sein und zu lieben, schaffen wir für uns und für andere Fegfeuer ab. Noch einmal: Wir sind es, die das Fegfeuer anheizen oder löschen helfen – im Leben wie für unser Sterben. Sammeln wir uns Schätze, die weder Motten noch Rost noch Feuer verzehren, dann retten wir auch unser Herz, denn das ist dort, wo unsere Schätze sind.

Denkanstöße zu „Fegfeuer"

1. Altes Testament
Dann kommt plötzlich zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht,
und der Bote des Bundes, den ihr herbeiwünscht.
Seht, er kommt, spricht der Herr der Heere.
Doch wer erträgt den Tag, an dem er kommt?
Wer kann bestehen, wenn er erscheint?
Denn er ist wie das Feuer im Schmelzofen
und wie die Lauge im Waschtrog.
Er setzt sich, um das Silber zu schmelzen und zu reinigen.
Er reinigt die Söhne Levis, er läutert sie wie Gold und Silber.
Dann werden sie dem Herrn die richtigen Opfer darbringen.
. . .
Denn seht, der Tag kommt, er brennt wie ein Ofen:
Da werden alle Überheblichen und Frevler zu Spreu,
und der Tag, der kommt, wird sie verbrennen, spricht der Herr.
Weder Wurzel noch Zweig wird ihnen bleiben. (Mal 3, 1–3, 19)

2. Neues Testament
Ihr aber, ihr Reichen, weint nur und klagt über das Elend, das euch treffen wird! Euer Reichtum verfault, und eure Kleider werden von Motten gefressen. Euer Gold und Silber verrostet, und ihr Rost wird als Zeuge gegen euch auftreten und euer Fleisch verzehren wie Feuer. (Jak 5, 1–3)

3. H. Holthusen
Das Sterben wird sein voller Angst und Gewalt:
Ein Schuß ins Genick, ein Autounfall, ein böses Geschwür,
Ein übermenschliches Knie auf der Brust. Man wird uns mit Strenge
Würgen und abtun, ungeduldig und unter der Hand,
Wie man in Terrorkellern Gefangene erschießt.
Die Seele will nicht, will nicht! Irdischer Eigensinn
Klammert sich noch an die Welt. All das Verworrene,
Aufgehäufte Verknotete, alles in Hoffnung und Ohnmacht
Ratlos Verstrickte, es will sich noch immer nicht lösen.
Niemals hat sie verstanden, was alles bedeuten soll,

Alles ist immer zu schnell gegangen, und niemals
Niemals hat sie geliebt, und wann hat sie jemals erkannt?
Immer drängte die Zeit, drängten die Umstände, immer
Fehlte der Atem, die Freiheit, das alles zu sagen,
Was zu sagen nicht war. Am Ende schwieg man mit den Toten.
So werden wir töricht, das Gesicht nach unten,
Zu all den andern in die offene Erde geworfen
Und sanfter auf den Grund des Seins gelegt.
Ist es denn wahr, was uns die andern sagen,
Daß wir hier wirklicher sind als oben im Licht?
(aus „Mein Leben mein Tod", in: Expeditionen. Dt. Lyrik seit 1945, List Verlag, München 1959)

4. T. Bernhard
Könnte ich sagen, was gesagt werden muß,
wie mein Körper zur größten Falle meines Lebens wird,
meine Unschuld zur größten Schuld!
könnte ich sagen, wer ich bin –
hinter den verlöteten Türen,
hinter meinem stolzen Gedächtnis,
könnte ich sagen, wie der Kampf gegen die Gesetze
(gegen die niedrigen Gesetze)
in mir vor sich geht,
wie das Feuer meines Fleisches meine Seele verbrennt,
könnte ich sagen, was ich zu sagen bestimmt bin,
die Hölle meines Blutes,
die Finsternis meiner Augen,
die Unfruchtbarkeit meiner Lieder,
zu sagen die Armut!
Die große Armut, die mich erniedrigt.
Die große Armut, die mich vollendet.
Die Armut, die mich zerspaltet
für die Vollendung!
(aus „Neun Psalmen", © T. Bernhard)

IV. DER HIMMEL

A. Das Ziel unserer Hoffnung

Wir sind in diesen Überlegungen über die „Letzten Dinge" von der Frage ausgegangen, worauf letzten Endes alles hinausläuft. Von der Antwort auf diese Frage hängt der Sinn unseres Lebens ab. Und wir haben gesehen, was uns erwartet: der sichere Tod, das entscheidende Gericht, die mögliche Hölle, die letzte Läuterung. All das kommt auf uns zu. Aber nichts davon erstreben wir. So dürfen wir uns fragen, wenn es von uns abhinge und auf uns zukäme, was möchten wir denn? Was ist denn der Wunsch, wenn wir einen frei hätten, wie es im Märchen berichtet ist, daß eine Fee käme und sagte, einen Wunsch hast du frei – und er ginge in Erfüllung. Was würden wir wünschen?
Mir scheint, eine kluge Antwort auf die Frage, was wir wünschen würden, läßt sich mit einem abgedroschenen Wort, einem abgenutzten Wunsch ausdrücken, den wir öfter gebrauchen. Wir sagen einem anderen „alles Gute". Das wäre ja wohl die sicherste Antwort auf eine solche Frage, was wünschst du? „Alles Gute". Freilich, es ist eine recht maßlose Antwort. Aber sie drückt wohl doch aus, was wir im Innersten möchten.
Die Menschen möchten im Grunde alle das *Gute*, auch die ganz bösen. Es gibt gar keinen, der Böses anzielen würde, es sei denn, er kann es sich vormachen, das sei doch gut. Es ist mindestens gut, als Befriedigung seiner Triebe, es ist mindestens gut, vordergründig, für eine momentane Sättigung. Aber als schlecht strebt kein Mensch irgendetwas an. Das macht zugleich die Ohnmacht des Bösen aus. Das Böse kann gar nicht an den Menschen heran, wenn es sich nicht den Mantel von etwas Gutem umhängt. Und es macht doch auch zugleich die Gefahr unseres Wählens und Entscheidens aus, daß wir nicht blind auf etwas hineinfallen und hineintappen dürfen, was da vorgibt, gut zu sein, daß wir hinter die Maske

fragen müssen. Es heißt nicht umsonst, der Teufel sei der Vater der Lüge, denn ohne uns vorzulügen, daß das, was uns da zu erstreben hingestellt wird, eben wert sei, gut sei, würde das Böse niemanden verlocken. Also bleiben wir hartnäckig dabei, wir wollen das Gute, nicht bloß das scheinbare und vorgegebene. Wir sind uns da mit allen Menschen einig. Wer nicht wirklich außer sich ist – sofern also einer nicht geisteskrank ist – wer noch Wahlvermögen hat, will das Gute.

Darüber hinaus wünschen wir uns, womit für manche die Übertreibung anzufangen scheint, *alles* Gute. Aber wie, wenn wir nicht auf die Resignation unserer Erfahrung hörten, wenn wir nicht den ganzen Staub mitschleppten, womit wir das Herz zugeschüttet haben, wenn wir das einmal bloßlegten und uns fragten: Was würde ich denn gerne, wenn ich nur dürfte? Die Antwort hieße: Alles. Alles, nicht nur dieses bißchen, was mir das Leben bietet. Der Mensch ist nicht satt zu bekommen. Das wirft man ihm vor, dem Reichen, er habe nie genug. Warum? Weil er Mensch ist. Millionen und Millionen von Geld können das nicht erfüllen, was er will. Er will alles, wenn er nur könnte. Und er will das Beste. Würde man nicht gern sagen, für mich ist das Beste gerade gut genug? Für mich und die meinen, wenn ich's haben könnte. Wenn ich nicht da vielleicht Liebe verletzte oder Habgier zeigte, wenn diese Vorbehalte alle wegfielen, würden wir nicht alles wollen und dann das Beste? Wer wäre so blöd? Und wir wollten es auf Dauer, nicht für fünf Minuten, nicht für dreißig Jahre, nicht für eine kümmerliche Spanne des Lebens. Wir wollten es für immer. Und wir sagen, durch unsere Erfahrung betrogen und verbittert, je älter wir werden umso mehr: „Schweig still, mein Herz! Du kannst nicht alles haben, bescheide Dich." Warum lassen wir das Herz nicht reden? Warum schütten wir es zu? Genau das ist unser Ziel, alles zu haben, und alles Gute und das Beste. Warum schütten wir uns diesen Sand der Welterfahrung in die Augen.

B. Der Kleinglaube

Es ist doch erstaunlich, daß viele Menschen, die Atheisten ohnehin meist, aber doch auch etliche Christen, nicht an ein Leben über den Tod hinaus glauben. Jedenfalls sagen sie das, Rundfragen zeigen es; sie meinen, mit dem Tod sei wohl alles aus. Und wenn wir angesichts dieses Grundwunsches jedes Menschen, jedes Herzens dagegen fragen: Warum glauben sie das nicht?

Billige Ausreden

Es gibt billige Antworten, auch wenn sie verbreitet sind. Daß da einer sagt: Ich glaube nicht, was ich nicht sehe. Das ist eine blamable Antwort für seinen Verstand, denn den sieht man ja nicht, an einem solchen Argument am wenigsten. Sie meinen aber wohl mehr: Sie glauben nicht, außer was sie in dieser Welt erfahren haben, was in deren Gesetze eingeht; so sagen sie jedenfalls als Einwand.

Ich würde mir zunächst eine Gegenfrage erlauben. Was sehen sie denn? Was glauben sie denn aufgrund ihres Sehens? Was wir sehen, das ist leicht zu schildern. Der Mensch lebt eine gewisse Zeit: mancher nur Wochen, mancher Jahre, kaum einer über hundert, niemand über hundertfünfzig. Dann stirbt er, der Atem bleibt stehen, der Kreislauf bricht zusammen, das Gehirn stirbt ab; schließlich verwest er. Das heißt, alles, was er war, sichtbar war, zersetzt sich, wird faul, stinkt, widert uns an. Und dann löst er sich auf, wird entweder verbrannt, wird Asche oder verwest im Boden, wird aufgenommen, Speise der Würmer. Das ist das, was man sieht. Darauf geht unser Leben zu.

Und nun frage ich diese Menschen, nun frage ich alle versammelten Atheisten irgendwo. Glaubst du, daß das das Ziel des Menschen sei? Und wenn er es beteuert, ich glaube ihm nicht. Ich glaube ihm nicht, daß er so geistesverwirrt sein kann; ich glaube ihm eher, daß er sich und mir etwas vorlügt. Und die Welt ist voll Lüge, die sich als Wissenschaft und alles mögliche gebärdet, aber die Wahrheit nicht aushält.

Denn wenn er das glaubte, unterstellen wir ihm einmal diese innerliche Verwirrung, wenn er das glaubte, daß das das Ziel des Menschen sei, jedes einzelnen und aller zukünftigen, hieße doch kurz gesagt, mein Ziel, unser aller Ziel, worauf alles hingeht, ist Tod und Vernichtung. Ja, dieses Ziel kannst du doch haben, sofort, billig: ein Strick genügt. Das Ziel ist leicht erreicht, wenn das dein Ziel ist, häng dich doch auf, und sei ehrlich. Es wäre fürchterlich, er würde nicht nur sich aufhängen, sondern auch die anderen, denn auch deren Ziel ist ja Tod und Vernichtung. Und das gibt sich noch etwa als Humanismus aus. Es ist unglaublich, wie viel Blödheit, anders kann man es nicht nennen, in der Welt herumgeistert. Blinde Blindenführer hat Christus die Pharisäer genannt. Heute sind die Pharisäer weit verbreitet außerhalb der Kirche. Das Ziel des Menschen sei der Tod, sagen sie schamlos, ohne irgendeine Konsequenz, glücklicherweise, jedenfalls für sich daraus zu ziehen. Denn sonst hätten wir eine Selbstmordepidemie sondergleichen.

Man sieht, das Argument „Vernunft gegen Glaube" ist weithin ein verlogenes. Das ist fast immer Schwachsinn gegen Glaube, was da im Namen der Vernunft einhermarschiert, bestenfalls noch Vernunft gegen Irrglauben, auch wenn sie es nicht sehen. Kurzsichtig bis dorthinaus, höchstens noch, daß sie eine Vertröstung haben. Der Kirche, dem Christentum hat man seine Fehlhaltung vorgeworfen, das sei Opium für das Volk, vertröste auf ein besseres Jenseits. Wem aber der Tod letztes Ende ist, der muß doch vertrösten, der muß doch sagen: „Irgendwann einmal – ja, was irgenwann einmal? Geht es den Menschen besser?" Wieso geht es ihnen dann besser? Sind sie denn dann nach diesem Weltbild, einem marxistischen etwa, unsterblich? Oder ist auch das Ziel in 2000 Jahren doch immer noch die Verwesung und der Wurm? Und das soll irgendeinen Einsatz lohnen? Da verkauft man doch wirklich die jetzt armen und schuftenden Menschen für dumm und vertröstet und vertröstet noch mit einer Lüge.

Warum glaubt man nicht, was wir alle im Credo sagen?

Auferstehung des Fleisches, ewiges Leben. Im Herzen glauben sie's. Nicht mit dem Verstand, sondern mit irgendeinem Egoismus, irgendeinem kurzsichtigen Vergnügen decken sie ihren eigenen Glauben zu. Der Mensch ist nämlich schon jetzt mehr als ein innerweltliches Ding. Wer irgendeinem Menschen sagen würde, alles, was du sagst oder tust, was du erkennst oder willst, das ist bloß ein Produkt vergangener Strukturen, deiner Moleküle, die du hast, deiner Erbsubstanz, der erklärt ihn doch zu einem vollkommenen Narren und Idioten, der nicht mehr zurechnungsfähig ist, der wie aufgezogen bloß noch automatenhaft in irgendeine Richtung läuft, der nicht etwa sagt, was wahr ist, sondern was man ihm eingetrichtert oder eingeimpft hat. Der Mensch ist nicht ein derartig schwachsinniges Vieh. Es soll doch einer irgendein Kind nehmen und soll es anschauen und soll die Impertinenz, die Unverschämtheit haben, dem ins Angesicht zu sagen, in fünfzig, in hundert Jahren bist du nur noch Dreck. Und dann hingehen und sagen, er sei Humanist. Man weiß nicht, wie das erklärbar ist. Und eine Mehrheit – jedenfalls führen sie sich nach außen auf als meinungsbestimmende Mehrheit – behauptet derartiges und meint vielleicht, Christen seien noch etwas kürzer gekommen mit dem Denken. Was glauben wir? Wir glauben, daß der Mensch nicht ein zufällig etwas intelligenteres Vieh ist. Wir glauben, daß er verantwortlich Stellung nehmen kann zu dieser Welt, und danach gefragt wird. Und wir geben dem Herzen recht, daß wir mehr wollen als irgendetwas, was diese Welt zu bieten hat, daß wir uns nicht mit einem kümmerlichen und verlogenen Menschenbild zufrieden geben. Das also glauben wir? Das sollten wir glauben, wir sollten es ins Leben hereinholen.

Theologische Schwierigkeiten

Aber auch christliche Schwierigkeiten gibt es. Der hl. Apostel Paulus ist schon auf solche gestoßen: „Was soll denn das für ein Leib sein, der aufersteht? Wie soll denn das gehen?" Und es gibt wiederum theologisch unzureichende

Antworten, die besagen: Es muß irgendein Teil unseres jetzigen Leibes aufgespart bleiben und dann in den Auferstehungsleib eingebaut werden; – in ganz seriösen theologischen Büchern zu lesen und unbefriedigend bis dorthinaus. Was sollte übrig sein von einem Menschen, der vor 600.000 Jahren gelebt hat? Nichts. Staub, eingegangen in Pflanzen und Tiere und noch einmal verweht und verdaut. Und man sieht nicht, was gewonnen sein würde, wenn nun eines dieser Elemente, dieser Atome identifiziert würde und gesagt würde, das war damals in einem Leib, also gehört es zum Auferstehungsleib. Nein, das ist wiederum theologisch ausgedacht und ohne Glaubenskraft; und vielleicht ist derartiges mitschuld, daß der Glaube an die Auferstehung, an das Gewinnen von allem, schwach geworden ist.

Paulus hat die Frage gestellt bekommen: „Was werden sie denn für einen Leib haben?" „Das ist eine sinnlose Frage!", so heißt seine kurze Antwort. Eine sinnlose Frage, warum? Wenn wir irgendetwas erläutern wollen in dieser Welt, müssen wir Vergleiche haben und müßten sagen, es sei ein Leib, jung und geschmeidig wie eine Schlange oder leuchtend wie die Sonne oder hart wie ein Stein und dauernd. Und alles ist unzutreffend. Man kann die Frage nicht beantworten, weil dieser Leib nicht einer sein wird, wie irgendetwas, was wir kennen. Und so etwa erläutert es dann auch Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes: es gibt ja hier schon verschiedene Körper, die Sonne und die Steine und ein Weizenkorn in der Erde und dann als Halm und Ähre. Das ist doch alles unterschiedlich. Dann nennt er einfach den Gegensatz: Gesät wird, sterben wird der verwesliche Leib und auferweckt der unverwesliche. Auferweckt, nicht zurück in diese Welt versetzt; das ist schon ein Irrtum. Solche Leute sagen: „Es ist noch keiner zurückgekommen." Wer glaubt denn das – ein Toter käme noch einmal hierher und hätte noch einmal zehn Tage auf der Erde herumzuwandeln? Auch Christus ist nicht noch einmal in sein bisheriges Leben zurückgekommen. Auferstehung heißt: Eingehen in die Endgültigkeit, in ein ganz anderes Dasein, in das Jenseits der

Welt. Auferweckt wird Unverweslichkeit; nicht Irdischkeit, sondern Überirdischkeit.

Allerdings gibt es auch eine ernste theologische Schwierigkeit, die manchmal gar nicht bedacht wird, wenn es nämlich heißt – das ist eigentlich die korrekte Antwort –, unser Ziel sei die Anschauung Gottes, man könnte sagen, das Haben Gottes. Denn das ist die kurze Antwort, daß wir alles Gute haben. Dagegen verwahrt sich aber die Schrift im Alten Testament. Moses bekommt auf seine Bitte „Ich möchte Dich sehen, Herr" gesagt: „Niemand kann Gott von Angesicht sehen und am Leben bleiben." Und im ersten Timotheus-Brief des hl. Paulus heißt es: „Er wohnt in unzugänglichem Licht und kein Mensch hat ihn gesehen, noch vermag er ihn zu sehen." Das ist – scheint mir – eine schwere Frage: Wie soll dann Gottes Anschauung möglich sein und die Schrift bestehen bleiben?

C. Das Über-Maß

Man kann es eigentlich nur sagen im Verneinen: alles, was elend und miserabel ist auf dieser Welt, wird da nicht sein. Paulus sagt es noch einmal eindeutiger, wo es nicht um die Auferstehung geht, sondern um das, was uns erwartet, was wir erwarten: „Kein Auge hat es gesehen"; was wir sehen, ist schwacher Abglanz. „Kein Ohr hat es gehört"; auch was wir sagen möchten, ist ein Hindeuten in eine Ferne, die wir nicht mehr greifen. „Und in keines Menschen Herz ist es gedrungen", es ist noch nicht eingedrungen, obwohl die Sehnsucht danach ganz tief eingepflanzt ist. „In keines Menschen Herz ist es gedrungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben." Es übersteigt unsere Fassung, mehr als wir zu denken und zu bitten vermögen, heißt es in der Heiligen Schrift.

Das Unglaublichste daran ist, daß wir Gott schauen werden; und die Antwort, wie denn das möglich sei, heißt, daß wir nicht bloß Geschöpf sein werden, denn kein Geschöpf kann

in der Tat Gott sehen. Die Schrift bleibt gültig. Aber Gott selbst ist einer von uns geworden, damit wir in Einheit mit diesem Gott-Menschen teilhaft werden der Gottesnatur, so beten wir, beten wir, ohne es zu begreifen. Das ist jetzt kein Vorwurf, das übersteigt wirklich alles Begreifen. Aber nur indem wir in Christus teilhaben an Gott, eins sind mit ihm, vermögen wir ihn zu sehen. Und in Gott ist nun das wahr, was wir wünschen. Alles Gute. Nichts, auch nicht die Spur, von Negativem, alle Tränen werden abgewischt. Nichts, was in der Welt wertvoll war, wird entbehrt. Wenn es irgendwo Schwarz-Weiß-Malerei in der Welt gibt, tadeln wir das und sagen, alles hat zwei Seiten. Gott hat nicht zwei Seiten und keine Schwärze, und alles ist weiß gemalt und nicht nur gemalt, im Innersten gut. Gott ist wirklich die Fülle und Überfülle alles Erdenklichen. Und er wird unser sein. Darauf leben wir. Das sollten wir glauben.

Und da gibt es Ängstliche, die sagen, wer weiß denn, ob auch ich . . . Gott enttäuscht niemanden. Niemanden jedenfalls, der von ihm nicht nur irgendein bißchen will: ein kleines Vermögen, eine Gesundheit oder eine Karriere, wer das und nur das von Gott will, wird enttäuscht. Wir müssen mehr wollen, wir müssen unserem Herzen Luft geben, wir müssen seine Stimme laut werden lassen: wir wollen alles, wir wollen Gott. Und wer von Gott ihn selbst will, der ist noch nie in dieser Welt und in keiner Sekunde auch nur um das Kleinste enttäuscht worden. Wir müssen nur Mut haben, mehr zu wollen als kümmerliche Dinge in dieser Welt. Wir müssen eines wollen, das Reich Gottes, die Einheit mit ihm. „Sucht zuerst das Reich Gottes und alles wird euch hinzugegeben werden" – alles.

Denkanstöße zu „Himmel" und „Auferstehung"

1. Altes Testament

Der Herr der Heere wird auf diesem Berg für alle Völker ein Festmahl geben mit den feinsten Speisen, ein Gelage mit erlesensten Weinen, mit den besten und feinsten Speisen, den besten, erlesensten Weinen. Er zerreißt auf dem Berg die Hülle, die alle Nationen

verhüllt, und die Decke, die alle Völker verdeckt. Er beseitigt den Tod für immer. Gott, der Herr, wischt die Tränen ab von jedem Gesicht. Auf der ganzen Erde nimmt er von seinem Volk die Schande weg. Ja, der Herr hat gesprochen. (Jes 25, 6–8)

Ja, vergessen sind die früheren Nöte, sie sind meinen Augen entschwunden. Denn schon erschaffe ich einen neuen Himmel und eine neue Erde. Man wird nicht mehr an das Frühere denken, es kommt niemandem mehr in den Sinn. Nein, ihr sollt euch ohne Ende freuen und jubeln über das, was ich erschaffe. Denn ich mache aus Jerusalem Jubel und aus seinen Einwohnern Freude. Ich will über Jerusalem jubeln und mich freuen über mein Volk. Nie mehr wird dort Weinen laut oder Klagen. (Jes 65, 16–19)

Deine Toten werden leben, die Leichen stehen wieder auf; wer in der Erde liegt, wird erwachen und jubeln. Denn der Tau, den du sendest, ist ein Tau des Lichts, die Erde gibt die Toten heraus. (Jes 26, 19)

2. Neues Testament

– Zweiter Korintherbrief

Darum werden wir nicht müde, wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird; der innere wird Tag für Tag erneuert. Denn die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare starren, sondern nach dem Unsichtbaren ausblikken; denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ewig. Wir wissen: Wenn unser irdisches Zelt abgebrochen wird, dann haben wir eine Wohnung von Gott, ein nicht von Menschenhand errichtetes ewiges Haus im Himmel. Im gegenwärtigen Zustand seufzen wir und sehnen uns danach, mit dem himmlischen Haus überkleidet zu werden. So bekleidet, werden wir nicht nackt erscheinen. Solange wir nämlich in diesem Zelt leben, seufzen wir unter schwerem Druck, weil wir nicht entkleidet, sondern überkleidet werden möchten, damit so das Sterbliche vom Leben verschlungen werde. Gott aber, der uns gerade dazu fähig gemacht hat, er hat uns auch als ersten Anteil den Geist gegeben. (4, 16–5, 5)

– Römerbrief

Ich bin überzeugt, daß die Leiden dieser Zeit nichts bedeuten im Vergleich zu der Herrlichkeit, die an uns Offenbar werden soll. Denn die ganze Schöpfung wartet sehnsüchtig auf das offenbarwerden der Söhne Gottes . . . Wir wissen, daß Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt, bei denen, die nach seinem ewigen Plan berufen sind; denn alle, die er im voraus erkannt hat, hat er

auch im voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der Erstgeborene von vielen Brüdern sei. Die aber, die er vorausbestimmt hat, die hat er auch berufen, und die er berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht. (8, 18–30)

– Apokalypse
Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron rufen: Seht die Wohnung Gottes unter den Menschen! Er wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden sein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal, denn was früher war, ist vergangen. Er, der auf dem Thron saß sprach: Seht, ich mache alles neu. . . . Es wird nichts mehr geben, was der Fluch Gottes trifft. Der Thron Gottes und des Lammes wird in der Stadt stehen, und seine Knechte werden ihm dienen. Sie werden sein Angesicht schauen, und sein Name ist auf ihre Stirne geschrieben. Es wird keine Nacht mehr geben, und sie brauchen weder das Licht einer Lampe noch das Sonnenlicht. Denn der Herr, ihr Gott, wird über ihnen leuchten, und sie werden herrschen in alle Ewigkeit. (21, 3–5; 22, 3–5)

3. Angelus Silesius
Ich selbst bin Ewigkeit, wann ich die Zeit verlasse,
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht;
Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

Halt an, wo läufst du hin, der Himmel ist in dir,
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für!

Mensch, zähme doch ein kleins auf Erden deinen Willen,
Im Himmel wirst du ihn, wie du wirst wolln, erfüllen.

In Gott ist alles eins, der Mind'st im Himmelreich
Ist Christo, unserm Herrn, und seiner Mutter gleich.

Dort in der Ewigkeit geschiehet all's zugleich,
Es ist kein vor noch nach wie hier im Zeitenreich.

Im Himmel lebt man wohl: niemand hat was allein,
Was einer hat, das ist den Sel'gen all'n gemein.

Der größte Heilige wird sich so hoch erfreun
Ob mir, als sehr ob ihm ich werde fröhlich sein.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

4. Novalis
Getrost, das Leben schreitet
zum ew'gen Leben hin,
von innrer Glut geweitet
verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
zum göldnen Lebenswein,
wir werden sie genießen
und lichte Sterne sein.

Die Lieb ist freigegeben,
und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
wie ein unendlich Meer.
Nur *eine* Nacht der Wonne –
ein ewiges Gedicht –
und unser aller Sonne
ist Gottes Angesicht.

5. J. Klepper
Mein Gott, ich will von hinnen gehen,
Der Erdentag wird mir zu lang,
Die Tore deiner Stadt zu sehen,
Zu hören himmlischen Gesang.
Vor deinem Angesicht zu stehn,
Das ist's allein, was ich ersehn'.

Nicht daß ich nicht zu danken wüßte
Für das, was du mir hier beschert.
Nicht, daß ich nicht geduldig büßte,
Solang es dein Gericht begehrt.
Doch das, wonach mein Herz so brennt,
Ist, daß mich nichts mehr von dir trennt. . . .
Wir Menschen wandern nicht vergebens:
Du nahst uns aus der Ferne her.
Die Hütte Gottes ist bereit,
Die Stadt des Heils in Ewigkeit!

Erlöschen mögen Mond und Sonnen,
Dein Glanz herrscht in ihr immerdar.
Dein Ziel war da, eh wir begonnen.
Die Worte sind gewiß und wahr.
Wir suchten nicht: Du bist's, der sucht
Und heimruft, die wir dir geflucht.
(aus „Am letzten Sonntag des Kirchenjahrs", in: Anfechtung und Trost im dt. Gedicht, Herder-Bücherei 83)

6. F. Barth und P. Horst
Auch die Skeptiker werden dann staunen
und zugeben müssen
Sie sind frei.
Ja, wir sind frei, wir verdanken es Gott,
wir freuen uns nicht umsonst.

Bringt die Unterdrückten ans Licht,
die nichts zu lachen haben;
die Ausgebeuteten,
die im Schatten der Erde vergehen.
Frei sollen sie werden wie wir
und mit uns tanzen und lachen.

Die mit Tränen säen,
werden sich freuen, wenn sie ernten.
Sie gehen und weinen,
säen unter Tränen –
sie kommen wieder,
ernten und sind voll Freude.
(aus „Meditation zum 126. Psalm", Peter Hammer Verlag, Wuppertal 1973)

7. G. von Le Fort
Ich danke dir, daß du uns erlöst hast, Herr,
ich danke dir bis an die Chöre deiner Engel,
Sei gelobt für unsre Seligkeit!
Du Gott deines Geistes,
flutender Gott in deinen Tiefen von Liebe zu Liebe,
Brausender bis hinab in meine Seele,
Wehender durch alle meine Räume,
Zündender durch alle meine Herzen,
Heil'ger Schöpfer deiner neuen Erde:
Ich danke dir, daß ich dir danke, Herr,
ich danke dir bis an die Chöre deiner Engel:
Gott meiner Psalmen, Gott meiner Harfen,
großer Gott meiner Orgeln und Posaunen,
Ich will dir lobsingen
an allen drei Ufern deines einigen Lichts!
Ich will mit meinem Lied
ins Meer deiner Herrlichkeit springen:
unterjauchzen will ich in den Wogen deiner Kraft!
(aus „Te Deum", in: Hymnen an die Kirche, Ehrenwirth Verlag, München 1970)

SCHLUSSÜBERLEGUNG „WAS DARF ICH HOFFEN?"

Sag mir, was du erhoffst, und ich sage dir, was du bist. Die Hoffnung macht mehr als etwas anderes den Menschen aus. Seine Vergangenheit, die aller im vorausgegangenen Geschlechter und seine eigene, haben ihn hergestellt, die Gegenwart fordert ihn heraus. Aber allein, was er erhofft, das bestimmt, was aus dieser umrissenen Vergangenheit und der begrenzten Gegenwart entsteht, jetzt entsteht, in ihm entsteht. Hoffnung, das heißt jedoch nicht ein Träumen, was sein könnte, ein zurückgelehntes Erwarten, was da wohl eintreten wird, nicht einmal nur ein Rechnen und Planen des Herankommenden. Hoffen heißt sich mit der ganzen Vernunft und Leidenschaft und Freiheit auf etwas ausrichten und darauf hinbemühen, heißt bewußt auf ein Ziel hin leben. Dieses Ziel ist für den Christen jenseitig, über, hinter, im Grunde der Welt. Daraus entsteht ihm der Vorwurf oder zumindest die Frage: „Und für die Welt erhoffst du nichts, ersehnst du dir nichts in dieser Welt?" Wenn er mit „Nein" antwortet, ist er ein schlechter Christ, weil er kein rechter Mensch ist. Denn – das mag andern und muß ihnen arrogant erscheinen, aber es gehört zur wahren christlichen Überzeugung – voller Mensch ist man nur, soweit man voll Christ ist und umgekehrt. Das kann man auch theologischer ausdrükken: Ich und jeder kann nur Mensch sein, weil Gott Mensch geworden ist und wir das annehmen können.

„Christliche" Welt

Was aber wäre christlich in dieser Welt, von ihr, zu erhoffen? Ich stelle mir die Gegenfrage: Wie würde die Welt aussehen, wenn alle christlich wären – und ich meine mit „christlich" nicht „mit Taufschein und weißer Weste und adretten Umgangsformen versehen", sondern „völlig in der Gesinnung Jesu Christi lebend"? In einer solchen Welt stürben die Menschen noch, und nicht alle an Altersschwäche;

vielleicht weniger an Hunger, aber doch an Krebs und Herzinfarkt und durch Unfälle – aber sie stürben nie trostlos, verlassen, verbittert, verzweifelt, resigniert. Die Menschen wären auch in einer solchen Welt noch ungleich – aber ohne daraus den andern zu übervorteilen oder zu beneiden. Es gäbe noch Auseinandersetzungen, aber keinen Haß, keinen Krieg, keine Folter, keine Todesurteile, keine Strafjustiz. Die Menschen wären auch da unzufrieden mit sich und den Umständen, aber sie nähmen das als Ansporn, sich und die Welt zu bessern und nicht zum Anlaß, sich mit maulstarken Protesten in die Brust zu werfen oder die ungünstigen Umstände als Ausrede für die eigene Unzulänglichkeit zu gebrauchen. Es gäbe auch noch Mißverständnis zwischen den Menschen, Unvermögen, den andern und sich selbst recht zu begreifen, aber nicht Untreue, Heimtücke, Verlogenheit. Versagen käme vor, aber keine Bösartigkeit, und man würde sich und den andern nicht deshalb anfallen, weil einer das nicht zu halten vermochte, was man sich von ihm versprach; man würde niemanden belächeln, sondern lächeln und lachen – mit dem Enttäuschenden, Ent-täuschenden. Und es herrschte nirgends Fanatismus noch Gleichgültigkeit, weil niemand sich das letzte Heil von dieser Welt verspräche; sondern froher, gelassener, gemeinsamer und liebevoller Eifer.

Und hoffst du, Christ, wirklich, daß dies alles eines Tages so sein wird? Ich erwidere:

„Leider nein. Ganz gewiß kommt diese Welt nicht von selbst, und ich erwarte auch nicht, daß es den Menschen je gelingt, den Unmenschen in sich völlig auszutreiben – erst recht nicht, wenn sie sich in die Meinung und Ideologie versteigen, es müßten nur die äußeren Bedingungen andere sein, die Gesellschaft, die Strukturen, die anderen – dann ginge Menschlichkeit von selbst. Menschlichkeit ‚geht' nicht, schon gar nicht von selbst; sie tritt nur auf, wenn ich, wenn du, wenn jeder menschlich wird. Die umgestaltete Welt kann dazu helfen, sie aber nie ersetzen, die eigene selbstlose Entschiedenheit, den andern zu dienen."

Was also hoffst du in dieser Welt?

„Ich hoffe, daß sich die Menschen, vor allem ich, sich um die bessere Welt und als deren Kern um Menschlichkeit bemühen. Und diese Hoffnung ist gültig, auch wenn ich nicht erwarte, daß die Mühe rundum in dieser Welt mit Erfolg gekrönt wird –, daß also die Not, sich um das Bessere, um die Menschlichkeit mühen zu müssen, bleibt bis ans Ende der Menschheit. Denn in dieser Aufgabe liegt der Sinn ihres irdischen Daseins."

Wie aber kann das sinnvoll sein, sich um etwas zu mühen, was nie so erreicht wird, wie es diese Mühe anstrebt?

„Weil ich wie jeder Mensch durch dieses Mühen schon, und nicht erst durch seinen Erfolg, mein endgültiges Ziel erreiche – und dies ist nicht von dieser Welt, liegt nicht in ihr und geht deshalb auch nicht mit ihr unter."

Und was ist dieses Ziel, das du dir erhoffst?

„Es ist unendlich. Mehr als ich zu sagen, ja zu denken, selbst zu hoffen wagte, wenn mir diese Hoffnung nicht aufgetragen wäre durch die Offenbarung Christi. Ich hoffe, wie Gott und in ihm zu sein. Ich hoffe, das jetzt schon zu sein – obwohl es mir und allen erst offenbar werden wird, was ich so bin. Ich hoffe das nicht auf Grund eigener Leistung. Obwohl es meine Leistung sein wird, ist die mir ganz geschenkt von dem, der ‚das Wollen und Vollbringen wirkt, mehr als der gute Wille vermag' (Phil 2, 13). Und dieses ‚mein' wird belanglos sein, denn den Gegensatz von ‚mein' und ‚dein' gibt es in dieser Endgültigkeit nicht. ‚Alles ist unser, wir aber gehören Christus und Christus Gott' (vgl. 1 Kor 3, 22f)."

Das ist dir zu abstrakt? Abstrakt heißt abgezogen. Abziehen, abstrahieren, darf man gewiß nichts von der irdischen Wirklichkeit, wenn nicht alles Schlechte, will man sich ein Bild von dem machen, was wir erhoffen. Man muß addieren, ja potenzieren und das mit einer unendlichen Größe. Denk dir eine irdische Lust – die erhoffte ist unendlich tiefer; eine Schönheit der Natur – sie ist unendlich prächtiger; eine

überraschende Erkenntnis – die Gottesschau ist unendlich überwältigender; eine innige Gemeinschaft – die der Seligen ist unausdenkbar inniger; und so könntest du fortfahren in der Aufzählung, und kämst an kein Ende. Ein Ende gibt es nicht, nur ein Ende der Beschränkungen, der Dummheit, der Schlechtigkeit, des Leids. Alles, was wertvoll und gut ist in dieser Welt und in deinem Leben und in deinen Beziehungen, wird endgültig aufgehoben, bewahrt, erhöht. Wenn dir diese Schilderung nicht genügt, hast du recht: nichts genügt dem, was wir erhoffen. Es übersteigt all unsere Fähigkeit: „Kein Auge hat es gesehen und kein Ohr gehört und keinem Menschen ist es in den Sinn gekommen, wie Großes Gott denen bereitet hat, die ihn lieben" (1 Kor 2, 9).
Diese Hoffnung ist in einem Wunsch des Epheserbriefs zusammengefaßt, der auch hier den Schluß bilden soll, ein Wunsch an alle: „Durch den Glauben wohne Christus in euren Herzen. So sollt ihr, in der Liebe verwurzelt und auf sie gegründet, zusammen mit allen Heiligen dazu fähig sein, die Länge und Breite und Höhe und Tiefe zu ermessen und die Liebe Christi zu verstehen, die alles Erkennen übersteigt. So werdet ihr mehr und mehr von der ganzen Fülle Gottes erfüllt. Er aber, der durch die Macht, die in uns wirkt, viel mehr tun kann, als wir erbitten und uns ausdenken, er werde verherrlicht durch die Kirche und durch Christus Jesus in allen Generationen durch die Ewigkeit der Ewigkeiten. Amen." (3, 17–21)

Worauf läuft letzten Endes alles hinaus, wenn es um unser Leben geht? Es sind die Fragen nach einer christlichen Einstellung zur Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und es sind die Fragen nach dem Tod und was danach folgt, Gericht, Hölle, Fegfeuer, Himmel – das Ende der Zeit, die Ewigkeit.
Als Denkanstöße sind die Beiträge des Buches gedacht, die mit ihren streitbaren Aussagen erfrischend und klärend wirken. Es braucht Mut, sich diesen Fragen zu stellen, aber sie bleiben niemandem erspart. Mut und Hoffnung werden uns aber aus dem christlichen Glauben heraus angeboten.

P. Albert Keller SJ, Dr. phil., Professor für Philosophie und Leiter des Instituts für Medienarbeit in München, Hochschule für Philosophie, Mitarbeiter beim ZDF.

ISBN 3-7022-1414-3